

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 48.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 24. November 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern 4¼ M.

XVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

„Gold zieht Blei an.“

Aus der Zeit vor fünf und zwanzig Jahren.

Von Gerhard von Amynstor.

Da liegt sie vor mir, die alte Uhr, die mir zwar nicht nur heitere Stunden gezeigt hat, aber als treue, zuverlässige Gefährtin durch beinahe vierzig Lebensjahre mir sehr werth und theuer geworden ist. Den goldenen Deckel der Rückseite (die Vorderseite trägt nur ein einfaches Glas) habe ich ausbeulen, das innere Werk flicken und theilweise neu ergänzen lassen müssen, aber nun geht sie schon seit einem Vierteljahrhundert wieder pünktlich und tadellos, und wenn sie auch ein recht altmodisches Ding ist, das noch mit einem Schlüssel aufgezogen werden muß, so mag ich mich doch nicht von ihr trennen, und sie soll, wenn sie anders so lange halten will, mir dereinst auch mein letztes, will's Gott, seliges Stündlein zeigen. Da glitzern noch die alten Gehänge von ihr, — „Brelouques“ würde man früher gesagt haben, — eine durch zwei kreuzweise verlöthete goldene Ringe gebildete, durchbrochene Kugel (es sind die Trauringe meiner längst entschlafenen Eltern) und eine mit blauem Schmelz überzogene kleine goldene Kapsel. Ach, wie oft haben mich meine Kinder, wenn sie auf meinen Knien ritten und die Uhrgehänge betasteten, neugierig gefragt: „Papa, was steckt denn in dem Medaillon?“ (Die Kinderfrau hatte ihnen das böse Fremdwort beigebracht.) Wenn ich dann sagte: „Ein Bild der Mama,“ dann hieß es stets: „Bitte, bitte, zeige es mal!“ Aber ich hütete mich wohl, die kleine Kapsel zu öffnen; auch sie hatte, wie die Uhr, schwere Havarie erlitten, und nur der Kunst des Goldarbeiters war es gelungen, sie nothdürftig wieder so weit zurecht zu stutzen, daß sie einigermaßen zusammenhielt. Ich scheute mich, sie zu öffnen, da ich fürchtete, sie möchte bei solcher Gelegenheit gänzlich aus einander fallen. Und dann das Bild darin, — wozu brauchten es meine Kinder zu sehen? Sie hatten ja, Gott sei Dank, das Original täglich vor Augen. Sie würden gesagt haben: „Papa, hier sieht ja Mama so jung aus... Du hast sie wohl so als Braut photographiren lassen? Junge Mädchen tragen doch aber keine Hauben... wie kommt denn die Mama als Mädchen zu einer Haube?“ und da hätte ich erwidern müssen: „Es war mein Wunsch gewesen, mein Bräutchen im Schmucke einer Haube zu besitzen; Eure Mama hat mir nun damals diesen Wunsch erfüllt, und dieses Bild ist mir immer sehr lieb gewesen und ich habe es in Freud' und Leid, in guten und schlimmen Stunden auf dem Herzen getragen.“ Was würden aber meine Kinder davon verstanden haben? Am Ende hätten sie das sehr komisch gefunden und gelächelt, und solches Lächeln hätte mich geschmerzt; und so ließ ich die Kapsel lieber zu und lenkte die Neugier der kleinen unruhigen Geister auf irgend

einen anderen Gegenstand ab, z. B. auf den großen Siegelring mit dem mappenverzierten Karneol-Steine, der auch an der Uhr hängt, der aber keine Havarie erlitten hat und heut' noch so unverletzt ist, wie zur Zeit, da ihn der Großvater am Finger getragen hat...

Da liegt sie vor mir, die alte, brave Uhr, und ein langer Faden von Erinnerungen spinnt sich aus ihr heraus und wickelt sich mälig um meine Sinne.

Fünf und zwanzig Jahre sind es heute, daß diese Uhr

und diese Kapsel mit dem Bilde meines Bräutchens eine entscheidende Rolle in meinem Leben spielten. Fünf und zwanzig Jahre! Ein Vierteljahrhundert! Was ist nicht Alles in diesem Zeitraume erschütternd, vernichtend, verwirrend, erhebend, befreiend und beseligend auf uns eingestürzt! Keine Faser meiner Körperlichkeit von damals ist mehr vorhanden; ich bin ein Anderer, ein gänzlich Neuer geworden; und dennoch, — die Erinnerungen haften noch mit der alten Frische in meiner



Bei der Vogelhändlerin. Von Anton Müller. — Siehe Seite 207.
Das Original befindet sich im Besitze der Kunsthandlung von Friedrich Schwarz in Wien.

Seele, ja, sie werden heute so lebendig, daß sich das, was längst geschehen, wieder in höchster Lebenswahrheit und Wirklichkeit vor mir abspielt; die Todten steigen aus ihren Gräbern, der Donner der Geschütze schlägt wieder an mein Ohr, aus dem Nebel des Schneetreibens tauchen die Helmspitzen und Bajonette meiner tapferen Schar, Horn-Signale schmettern durch die dicke Luft und hier und da erblicke ich auf der weißen Schneefläche die rothen Köpfe des kampffroh vergossenen Soldatenblutes.

Fünfundzwanzig Jahre! Es ist mir, als wäre es gestern geschehen! Ja, die Zeit ist ein Spuk, eine Art Scheuleder, das den begrenzten Blick des Sterblichen nur noch mehr einengt; in Wahrheit giebt es keine Zeit, das, was einmal war, ist immer; in unserem Herzen lebt es unverwundbar fort, und in dem uns nimmer zu entziehenden Besitze der Vergangenheit genießen wir schon hienieden ein Vorrecht der göttlichen Zeitlosigkeit.

Fünfundzwanzig Jahre! Ich war damals ein überglücklicher Bräutigam, jung, gesund an Leib und Seele, zwar arm an Glücksgütern, aber unendlich reich an schwellenden Hoffnungen, an Plänen, die champagnergleich schäumten und perkten; meine Zukunft trug ich auf der Spitze meines Degens. Und sie, — sie war mit ihren siebzehn Lenzen ein thaufrisches Hedenröslein; vor einem Jahre erst hatte sie sich mir versprochen; auf mein wiederholtes Drängen hatte sie mir jenes Bildniß mit dem Häubchen fertigen lassen und es mir in einer süßen, heimlichen Stunde erröthend in die Hand gedrückt. Wie einen Talisman trug ich dies Bild in der blauen Goldkapsel auf meinem Herzen; es war mir die frohe Gewähr der Erfüllung aller meiner Wünsche, der Erreichung auch der fernsten und höchsten Ziele. Schon beschäftigten wir uns in unseren täglich gewechselten Briefen mit dem bevorstehenden Nestbau; wir bestimmten die Farben der Polstermöbel und der Fenstervorhänge; wir diskutirten die Frage, ob wir Mahagoni oder Nußbaum für mein Zimmer nehmen sollten, in dem wir doch wohl während der Honigmonde am meisten verweilen würden, da pläzte der Befehl „Mobil!“ wie eine Granate in unser heimliches Glück. Ich mußte das Briefeschreiben aufgeben und wandte mich mit Feuereifer der kriegsgemäßen Ausrüstung und Einnübung meiner auf zweihundertundfünfzig Köpfe erhöhten Compagnie zu. Wer nicht Soldat gewesen, der kann sich wohl nur schwer die Stimmungswandlungen ausmalen, die ein Offizier durchmacht, der unmittelbar vom Wege zum Traualtare abgerufen und in das athemlose, sich überstürzende Getriebe einer Kriegsbereitschaft hineingestoßen wird. Erst wollte ich mit meinem Schicksale hadern, daß der langersehnte Kampfruf nicht schon ein Jahr früher erschollen war, dann wäre jetzt vorausichtlich schon wieder Triebe gewesen und ich hätte die etwa gepflückten Vorbeeren als Morgengabe der Geliebten zu Füßen legen können; dann aber siegte die Ueberzeugung, daß Alles, was geschieht, mit Nothwendigkeit geschieht, und die feste Hoffnung, daß auch diese Störung meiner Pläne für uns Beide, d. h. für mich und meine Braut, zum Besten sein würde. Und nun, nachdem ich mich mit dem Geschehe ausgesöhnt hatte, erfaßte mich wieder die volle Begeisterung für meinen schönen Beruf, und die Aussicht, aus der schwülen Plakpatronen-Zeit nun endlich einmal hinauszukommen in die frische, herztärkende Luft des Kampfes, trieb mir das Blut in beflügeltem Umlauf durch die Adern.

Während eines Schneesturmes waren wir in Harburg eingerückt, bis wohin uns das leuchtende Dampfroß geschafft hatte; jetzt stieg ich auf meine ungeduldig schnaubende hannöversche Braune, den Train-Soldaten auf meinem zweiten Pferde, einem preussischen Rappen, hinter mir, und so führte ich meine waffenblinkende Schar über das Eis der Elbe und durch die alte, uns neugierig und etwas mißtrauisch begaffende Hansestadt Hamburg, in's schneeverwehte holstein'sche Land hinein.

An der Elbe gab es nur eine kurze Rast. Bald knallten die ersten Schüsse, die unsere Vorhut mit den abziehenden Dänen wechselte, und erst vor Mitternacht fanden wir ernsteren Widerstand. Hier erreichten mich die ersten Briefe meiner Braut, die, als echte Soldatentochter, nicht nur um den Geliebten bangte, sondern auch practisch für ihn zu sorgen bemüht war. Ich weiß nicht mehr, wo alle die mir nachgesandten wollenen Socken und Unterjacken hingerathen sein mögen; ich denke mir, daß der größte Theil derselben meinen tapferen westfälischen Jungen zu Gute gekommen ist. Mitternacht war mit unserer Feld-Artillerie nicht so im ersten Anlaufe zu überwältigen; wir bogen rechts aus und gingen bei Arnis über die Schlei. In der Nacht vor dem Uebergange, — wir waren auf ein ernsthaftes Gefecht am anderen Morgen gefaßt, — hatten wir uns in den knappen Ortshäusern, wie Heringe in einer Tonne, untergebracht. Ein entseßlicher Bettkasten, voll Stroh und Heu, diente mir und einem anderen Offizier zum Lager. Wir ruhten gestieft und gespornt auf dem

sehr fragwürdigen Polster und konnten natürlich nicht schlafen; draußen heulte der Wind und schüttete immer höhere Schneemassen auf das Land hernieder. Wir hatten nichtswürdigen Hunger; die Verpflegungs-Trains waren auf den ungangbar gewordenen Wegen nicht rechtzeitig herangekommen, und schon seit einigen Tagen waren wir, da auch die von den Dänen ausgeraubten Dörfer nichts mehr boten, auf unsere „eisernen“ Portionen angewiesen. Als ich so, den Wechsel der menschlichen Geschichte überdenkend, mit meinem braven Lieutenant von Dittfurth (er hat später ein schreckliches Ende gefunden, indem er bei einer Uebung in einer Strohhütte verbrannte) schlaflos auf dem Bette lag, froh noch unser Regiments-Arzt als Dritter zu uns auf das Martergestell. Wir stöhnten, machten ihm aber schadenfroh so weit wie möglich Platz, damit auch er die Bekanntschaft mit der allergeringsten Bevölkerung des überliefenden Bettstrosches machen sollte. Draußen heulte es immer kräftiger, und man hörte, wie der Wind die feinen Eiskristalle gegen die Fensterscheiben trieb.

„Donnerwetter! welch' eine Nacht!“ begann der gute Doctor, mein alter Freund, der nun auch schon den ewigen Schlaf schläft, „was meinen Sie, Kapitän, wenn wir jetzt ein Beefsteak und eine Flasche Rothpohln hätten?“

„Wenn Sie noch mit einer einzigen Silbe so sinnbethörende Bilder vor meiner Phantasie heraufbeschwören, Doctor,“ drohte ich scherzend, „so lasse ich Sie aus dem Bette holen und wegen Versuches der Meuterei arretiren.“

„Nun, nun!“ brummte er, „ich gab ja nur Dem Ausdruck, woran wir Alle im Geheimen denken. Hunger thut weh. Bei Mitternacht wäre es jetzt viel gemüthlicher.“

„Setzen Sie lieber Ihre Instrumente und Verbandzeug in Stand, statt in Gedanken zu schlecken und zu schlemmen! Wer weiß, wen von uns Sie morgen früh unter die Finger bekommen.“

„Alles auf's Beste vorgehen. Ich kann jeden Augenblick beginnen. Wenn Sie selbst ein Voth Blei in die Knochen bekommen, was Gott verhüten möge, so werde ich Ihnen nach jeder Richtung dienen können.“

„Malen Sie den Teufel nicht an die Wand! Sie wollen sich wohl rächen dafür, daß ich auf Ihre Beefsteak-Phantasien nicht eingehe?“

„Hm, man kann doch nicht wissen... die Dänen drüben sollen hübsch schwere Stücke in Position gebracht haben... es wird morgen nicht so glatt abgehen.“ Der Ton, in dem er es sagte, klang wirklich besorgt.

Mein Lieutenant fing laut zu lachen an. „Doctor, Sie haben doch kein Kanonenfieber?“

„Ach was! Kanonenfieber?“ wiederholte verächtlich der Arzt. „Man wird doch aber unwillkürlich ernst gestimmt, wenn man sich am Vorabend blutiger Ereignisse befindet. Ich habe soeben noch an meine Frau ein paar Zeilen geschrieben... Sie thaten wohl schon das Gleiche?“ Die letztere Frage richtete er an mich.

„Ich bin ja nicht verheirathet,“ gab ich zur Antwort. „Aber verlobt; das ist genau dasselbe; wenigstens in unserem Falle.“

„Sie haben Recht; ich will auch noch schreiben,“ versetzte ich und schwang mich von dem abscheulichen Bettkasten, um beim trüben Scheine einer Talgkerze noch mehrere Blätter mit Schriftzügen zu bedecken.

Der Morgen dämmerte. Geräuschlos krochen wir aus unseren Hütten und sammelten uns. Eine schlaflose Nacht, kein warmes Frühstück, kaltes, dickes, ungemüthliches Winterwetter, — wäre nicht die Aussicht auf ein Gefecht gewesen, wir würden uns recht miserabel gefühlt haben.

So aber rückten wir in brennender Ungeduld vor und vergaßen über der körperlichen und seelischen Erregung alle Anbill der Kälte und des Hungers.

Wie wir an's Eis der Schlei kamen, — allgemeine Enttäuschung! Der vorsichtige Däne war während der Nacht abgezogen, und ohne einen Schuß zu thun, marschirten wir über die gefrorene Fläche und empfingen unterwegs von einer Ausgabe-Commission, die sich mit ihren requirirten Vorräthen auf dem Eise aufgestellt hatte, für jede Marsch-Section je einen geräucherten Schinken.

Das erste genießbare Fleisch seit mehreren erbarungslosen Fasttagen! Hei, wie das den armen, verhungerten Leuten schmeckte! Der Regiments-Arzt hatte noch einen Schluck Cognac für mich übrig, und ich glaube, daß es mir an keiner Fürstentafel jemals besser geschmeckt hat, als dazumal auf meinem Marsche in's Angeln'sche Land hinein. Und nun begann ein Ausschreiten, das Einem trotz Schnee und Eis wahrhaftig warm machen konnte! In Gilmarschen wälzte sich das Heer hinter den abgezogenen Dänen her, und die Vorhut, die auf dem kürzesten Wege gefolgt war, traf noch rechtzeitig in Flensburg ein, um reiche Beute zu machen. Wir, d. h. mein Regiment, waren auf dem rechten Flügel und wurden nach Glücksburg an der Flensburger Bucht vorgeschoben.

Dieser Marsch durch das schneebegrabene, von den Dänen gänzlich ausgefogene Angeln war eine Gewaltleistung ohne Gleichen. In allerfrühesten Morgenstunde, wenn noch tiefe Finsterniß herrschte, wurde immer angetreten und bis zur sinkenden Nacht hindurch marschirt. Die Pferde gingen bis zum Bauche im Schnee. Ich war abgeessen und schritt hinter der bahntretenden Spitze meiner Compagnie getrost zu Fuß einher. Wir machten eine Art Indianer-Marsch; Einer immer hinter dem Anderen. War die Spitze ermüdet, so wurde sie durch eine neue Section abgelöst. Die treuerherzigen Bauern kamen des Abends mit brennenden Laternen stundenweit entgegen, um uns durch Schnee und Dunkel in die halb versunkenen Nacht-Quartiere zu geleiten. Und so erschöpft meine Leute auch waren, einige Stunden nach dem Einrücken gestaltete sich oft noch ein munterer Tanz auf der Tenne, zu dem meine Hornisten mit der Querpfeife oder auf einer vorgefundenen Fiedel lustig aufspielten und bei dem die frischen, drallen dörflischen Schönen die innigste Freundschaft mit den Deutsch redenden Befreiern schlossen.

In einem späten Nachmittage, — wir lagen schon in der Gegend von Glücksburg und harreten gespannt der weiteren Befehle zum Vorgehen, — hatte ich gerade meine Strandposten revidirt und schlenberte allein meinem nicht mehr fernem Dorfe zu. Ich dachte an allerlei: an den Kolf Krake, jenes feindliche Fahrzeug, das sich in der Bucht gezeigt hatte, und von dem schon ein ganzer Sagenkreis erzählt wurde; an meine ferne Braut, ob sie wohl auch richtig meine Briefe erhalten hätte; an die Möglichkeiten eines feindlichen Ueberfalles von der See her, und ob auch meine getroffenen Maßregeln einen solchen unschädlich machen würden. Es dämmerte schon; das Schneetreiben aber hatte aufgehört; ein reiner, blauer Himmel wölbte sich über mir und mir wurde beim Gehen so warm, daß ich den Paletot aufknöpfte. Wie spät mochte es wohl sein? Ich öffnete auch den Waffenrock und zog meine Uhr. Schon Fünf! und immer noch hell genug, daß man gut im Freien hätte lesen können. Wie ich die Uhr wieder in die Tasche zurückschob, tönte es neben mir:

„Schön' gut'n Abend, feiner Herr!“

Ich blickte überrascht auf und gewahrte ein Wesen, halb Kind, halb Jungfrau, das wie aus dem Schnee gewachsen plötzlich vor mir stand. Die Kleidung des Mädchens war lumpig, obgleich ihr der Schmuck einer silbernen Kette nicht fehlte. Mandelförmig geschnittene Augen, aus denen es dunkel leuchtete, wie von schwarzen Diamanten; eine bronzefarbene Haut; nachtdunkles, stumpfes Haar und blühende Eisenbein-Fähne; — unverkennbar eine Zigeunerin.

„Guten Abend!“ grüßte ich zurück. „Wie in aller Welt hast Du Dich denn hierher verirrt?“

Sie lachte und zeigte dabei das ganze natürliche Geschmeide zwischen ihren rothen Lippen. „Wir sind überall zu Hause; aber jetzt Krieg, schlimmer Krieg, der uns vertreibt... wollen weiter dorthin,“ — sie deutete südwärts; — „darf ich meinem Herrn aus der Hand prophezeien?“

Wir war diese Art Bettel nichts Neues. „Nun, wenn ich was Gutes zu hören bekomme, will ich Dir einen Augenblick stillhalten.“ Ich zog den linken Handschuh aus und wies ihr die innere Handfläche.

Sie betrachtete die Linien derselben, hob dann den Blick und schielte lüsternd nach meinen Uhrgehängen, ließ den Blick wieder sinken, um auf's Neue meine Hand zu studiren, und begann endlich: „Feiner Herr hat Glück in der Liebe... hat eine Braut... schöne, feine Braut... aber Gold zieht Blei an,“ — sie blickte wieder nach meinen Uhrgehängen, — „Gold auf dem Herzen nix gut... bringt Gefahr.“

„Ei, Du Schlaupf!“ versetzte ich lachend. „Denkst Du etwa, ich werde mich dieser Dinge hier entäußern,“ — ich zeigte auf die blanke Kapsel, — „nur um den von Dir angedeuteten Gefahren zu entgehen? Mein hübsches Kind, dann hast Du falsch gerechnet! Weil Du mir aber Glück in der Liebe verheißest, sollst Du einen Thaler haben.“ Ich suchte einen solchen hervor und schenkte ihn dem Mädchen. Das Geld sitzt Einem lose im Felde.

„Silber! Feines, blankes Silber!“ rief sie entzückt und betrachtete das Geldstück. „Danke, schöner Herr! Aber der Herr muß meiner Warnung achten... Gold zieht Blei an... Gold auf dem Herzen nix gut!“

„Dummes Zeug!“ brummte ich ungeduldig. „Mach, daß Du zu den Deinen kommst und laß Dich von meinen Posten nicht sehen; sie könnten Dich für einen Spion halten und festnehmen.“

Sie knixte und huschte davon; Gott mochte wissen, wo sie ihren Schlupfwinkel hatte. Ich kehrte nach dem Dorfe zurück und war froh, als ich die schweren, schneedurchnässten Reiterstiefeln einmal wieder von den Füßen ziehen durfte. Abends um neun Uhr lud ich alle Kammer meines Revolvers, legte ihn handgerecht neben mein Bett und streckte mich zum Schlafe aus. Doch meine Vorsicht war unnöthig gewesen; es ereignete sich

nichts Besonderes; am anderen Morgen zogen wir ungestört ab, um durch Flensburg und dann weiter, nach einer allgemeinen Rechtschwenkung, in das Sundewitt vor die Düppelstellung zu rücken.

Die Erinnerung ist wie ein Kaleidoskop; man dreht es nur um eines Haars Breite und das bunte Bild zerfällt, indem gleichzeitig ein neues an seiner Stelle entsteht.

Ich sehe noch die große Geerz'sche Karte von den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, deren Rückseite mein braver Ditturth mit einem System von Zahlen und Buchstaben bemalt hatte, um sie so zu einem „Tempel“ geeignet zu machen. Es war eine niedrige, muffige Stube, in der wir die Nacht zum zweiundzwanzigsten Februar verbrachten. Der Marktentender hatte uns Stearinkerzen besorgt. Eine solche brannte in einem Flaschenhalse und beleuchtete den rohen Holztisch, um den ich mit meinen Offizieren und den Kameraden einer anderen Compagnie saß. Am nicht einzuschlafen, spielten die meisten der Herren Tempel: ich versuchte, einen Brief an meine Braut zu schreiben; einige Andere plauderten über die Möglichkeit, wie man der vor uns liegenden Düppeler Schanzen bald Herr werden könnte. Alle aber rauchten und tranken ab und zu einen Schluck von einem fürchterlichen Rothweine, den der findige Marktentender auf seinen meilenweiten Excursionen irgendwo aufgetrieben hatte.

Sollte ich meiner Braut von dem dummen, zweideutigen Ausprüche der Zigeunerin schreiben? Nein! das würde sie vielleicht beunruhigt haben. Ich erzählte ihr nur, wie es mir ging, daß wir Alle zwar einen tüchtigen Katarth hätten, sonst aber in wünschenswerther Verfassung und begierig wären, endlich einmal dem Dänen scharf an die Klinge zu rücken. Als ich den Brief geschlossen hatte, öffnete ich die blaue Kapsel an meiner Uhr und betrachtete sehnsuchtsvoll das kleine Bildchen in derselben. Wie lieb und traut mich diese Augen anblickten; wie reizend dieses matronenhafte Häubchen dem jugendlichen Mädchengesichte stand!

„Die Compagnien sollen geräuschlos antreten!“ tönte es von der Stimme des Adjutanten in die qualmerfüllte Stube.

Wir fuhren auf, warfen die Cigarrenstummel fort, stülpten die Helme auf die wirren Haare und stürzten hinaus vor das Haus. Noch lag die Nacht auf dem verschneiten Gelände; aber da drüben vor uns konnten wir die dämmernde Linie der Düppeler Schanzen ganz gut erkennen. Irgend etwas mußte im Werke sein; freudig schlug uns das Herz.

„Dritte Compagnie als Avant-Garde antreten!“ befohl der Bataillons-Commandeur.

Es war meine Compagnie, der die Eröffnung des Reigens zugebacht war. Ich schwang mich auf meine Braune und zog den Säbel. Geladen waren unsere Büdnadeln schon; so ging es ohne Aufenthalt vorwärts.

Bald hatten wir eine verschneite Straße erreicht, die zwischen Knicks, jenen strauchbesetzten Erdwällen, die dort zur Einfassung der Felder dienen, auf die zehnte Schanze der Düppelstellung hinführte. An dieser Straße lag ein halb im Schnee vergrabenes Dörfchen, Namens Nachebüll. Vor demselben hatten die Dänen ihre vorgeschobenen Posten aufgestellt. Es konnte sich wohl nur um eine größere Recognoscierung handeln, denn die schwer armirten und sturmfreien Schanzen gewissermaßen durch einen Handstreich wegzunehmen, dazu war keine Aussicht vorhanden. Indem ich diese Betrachtungen still für mich anstellte, ritt ich dicht hinter meiner Spitze auf der Straße vorwärts.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Spanisch.

Von Hans Wachenhusen.

In meinem kleinen Essay „Mehr Weib als die Anderen“ schilderte ich die Französin von heute; ich will hier von einem anderen europäischen Frauen-Typus sprechen, von der Spanierin, die ich für das glücklichste Weib unter der Sonne halte. Ihr hat nämlich der Himmel Alles gegeben, um dies zu sein, und sie ist nicht klug genug, will ich sagen, aber phlegmatisch genug, um dies nicht zu missbrauchen. Zunächst ist ihr von der Natur das Geschenk der Schönheit gemacht worden, einer Schönheit, die eine ganz spezifische ist; denn diese bleichen Marmorgesichter mit den großen, gluthathmenden Augen, den scharfen, schön geschnittenen Brauen, den langen schwarzen Wimpern, dieser Elastizität, dieser Schmiegbarkeit, vereint mit einer gewissen Leppigkeit der Formen, dieser Ruhe des classisch geformten Gesichts, diesem unachahmbaren Spiele der Augen, das mit der ebenso unachahmbaren Handhabung des Fächers in feinsten Correspondenz, diesem langsamen, vornehm graziosen Gange, dieser unvermittelten Lebhaftigkeit, mit welcher sie in ihrer scheinbar philosophischen Ruhe oft plötzlich wechselt, um wieder in die letztere zurückzufallen, — das Alles ist nur ihr eigen, und ich möchte behaupten, darin ist Eine wie die Andere, nur nuancirt durch die Provinzial-Eigenthümlichkeiten.

Als ich zum ersten Male gegen Abend den Prado in Madrid, eine der schönsten Promenaden Europas, betrat, fand ich in dem sogenannten „Salon“ eine Sammlung von Schönheiten, wie ich sie nie vereinigt gesehen; nur die Madres, die Tias und Dueñas, das heißt: die Mütter, Tanten und Vönnen, welche sie begleiteten, erschienen mir wie das Unkraut im Blumen Garten, denn der Spanierin übte Mitgabe zu ihrer Schönheit ist die des schnellen Verblühens und Häßlichwerdens; aber davon sei hier nicht die Rede. Dasselbe fand ich in den Familien, an die ich empfohlen war, die sich meiner sogar etwas gewaltsam bemächtigt hatten, denn es ist spanische Sitte, den Fremden zuerst aufzufuchen, wenn der Empfänger die Ankunft desselben brieflich angezeigt. Es liegt ein Zug von Vertraulichkeits-Verdärfniß im spanischen Wesen; der Fremde ist gleich heimlich in dem ihm fremdesten Familienkreise, er hört sich selbst von den Töchtern, den jungen Frauen des Hauses bei seinem Vornamen Don Paolo, Don Enrico angeredet, er findet sich, ohne es zu wollen, im vertrautesten Geplauder mit den Damen, empfängt von ihnen Artigkeiten unter vier Augen, die nicht zu missdeuten des Gastes erste Pflicht ist; er sieht, wenn er zum ersten Male seinen Besuch wiederholt, die junge Frau oder die erwachsene Tochter auf dem Balcon, wie sie ihm schon mit dem Fächer lächelnd zuwinkt; er sieht sich empfangen, als sei er Jahre lang schon Freund des Hauses.

Und wenn er sich dann in diesem Kreise befindet, — einige Töchter der Nachbarschaft oder der Verwandtschaft sind auch zur Stelle, — wenn er um sich alle die zutraulich lächelnden, schwarzen Augen sieht, die nur bemüht sind, ihm zu gefallen, wenn er diesen in langen, melancholischen Tacten sich bewegenden Fächer Schlag sieht, den nur die Spanierin versteht, wird's ihm bekommen, denn sie Alle verlangen dieselbe Aufmerksamkeit, Allen gebührt sie, und die Mutter, der Vater, die Tia, die mütterlichen Gäste, sie Alle sind von einer ungeschminkt natürlichen Artigkeit, sie fagen uns so viel Verbindliches, ohne lästig zu werden; man weiß nicht mit gleicher Münze zu zahlen!

Ich spreche an dieser Stelle nur von der gesellschaftlichen Seite des National-Charakters, denn nebenbei gesagt, die Spanierin ist trüg, ihre Erziehung läßt nach modernen Begriffen viel zu wünschen, sie nimmt dieselbe im Kloster, wenn sie von guter Familie, und hat keine Vorstellung von dem, was wir von einer Hausfrau begehren. Sie ist nur schön, nur anmuthig in der Unterhaltung, die natürlich eine im Stoffe beschränkte ist; sie versteht spazieren zu gehen, zu lächeln, den Fächer zu handhaben, der ihr schon in die Wiege gelegt wird, in der Loge des Theaters zu sitzen, mit vor Aufregung glühenden Augen dem Stiergefächte zuzuschauen; was sie aber vor Allem versteht, worin sie wirklich unerreichtbar, das ist die Anmuth, mit welcher sie sich in ihrer Basquina, die Mantilla, den schwarzen Spitzschleier über der Stirn, in der Kirche auf die Sparto-Matte wirft und, — immer mit dem Fächer, — dem Gottesdienste beiwohnt. Schade um sie nur Eins: daß eben ihre National-Tracht der französischen Mode Schritt für Schritt das Feld geräumt, daß ihr Raja-Kostüm fast nur noch auf dem Lande zu finden ist. Aber sie ist auch in dieser Mode dieselbe geblieben.

Mit diesem Kostüme sind natürlich auch die gesellschaftlichen, die häuslichen Sitten zurückgedrängt, doch findet man sie noch in den besseren bürgerlichen Häusern, wie sie ehemals waren. Die sogenannten Refrescos und Tertulias existiren noch heute, wenn auch ihre unverfälschte Gemüthlichkeit Schaden genommen. Ich will hier von einer solchen echt castilianischen Tertulia erzählen, in die mich bei meiner ersten Reise durch Spanien ein reicher Geschäftsmann, Don Estevan (er hatte noch einen sehr langen, aristokratischen Namen), hinein zog. Sein Haus war in Madrid ein hochachtbares, aber er wahrte es vor unsolider Eleganz, wie denn die Wohnungen in Spanien überhaupt weniger als die unserigen mit modernem Mobiliar überfüllt sind.

Ueber eine dunkle Treppe gelangte ich, als ich Don Estevan's Einladung folgte, an eine mit Eisen beschlagene Thür, an welcher ein Bindfaden mit einem Messingringe hing. Auf mein Schellen empor mich eine dicke Dueña mit einem „bien venido, Señor!“ und führte mich ein. Don Estevan und seine Gattin traten mir mit echt spanischer Galanterie entgegen und zogen mich in den Salon. Ich hatte mich etwas verspätet, ward jedem Einzelnen der schon Anwesenden vorgestellt und stotterte, erschrocken über alle die schwarzen Augen der Señoras, von denen eine ganz besonders schöne mich blendete durch die goldenen Spangen mit den Frutas de Valencia (sternartige Steine, die bei Valencia im Wasser gefischt werden) und die bligende Diamant-Rosette in ihrem Haar.

Zu meiner noch größeren Verwirrung sah ich, daß man mich wie eine Perle der Gesellschaft betrachtete, denn Alle sprachen sie nur von mir, uneins darüber, ob ich Frances, Ingles oder Aleman sei; ich danke deshalb dem Schöpfer, als man sich endlich um einen großen Tisch setzte, nicht zu einem Diner oder Souper, sondern zu einem „Refresco“, einer Erfrischung, zu welcher ich nur eingeladen war.

An diesem Tische fand ich mich zwischen gerade diese Schönte und eine Andere placirt, die, wie ich jetzt erst sah, fast noch schöner war, als jene. Man servirte, wie dies in einer Tertulia Sitte, nur Chokolade, denn der Kaffee ist weniger beliebt in Spanien; aber denke Dir, Leserin, meine Verlegenheit über das, was jetzt geschah!

Während ich den Damen einige Artigkeiten sagte, bemerkte ich, wie einige der Nachbarn gegenüber, ehe sie die Chokolade für sich anrührten, ein Stückchen Biscuit nahmen, dies in die Chokolade tauchten und es ihrer Nachbarin mit spanischer Grazie in das Mündchen steckten. Zu meiner Unruhe sah ich den Tisch entlang dies fast Alle thun, es mußte das also spanische Sitte sein, von der mir die Bücher, die ich über Spanien gelesen, kein Sterbenswort gesagt. Und jetzt kam das Schlimmste: meine Nachbarin zur Rechten hatte ihre Chokolade noch nicht angerührt, die zur Linken ebenfalls nicht. Beide schienen also gleiche Ansprüche auf meine Galanterie zu machen.

Eine ganz verwünschte Situation, in der ich zwischen dem Doppelschmerz dieser Augen dasah, um so ärger, als auch die Damen gegenüber mich fragend anblickten, sodaß ich verzweifelt die eigenen Augen in meine Tasse versenkte! Welcher von Beiden sollte ich zuerst das Biscuit reichen? Mit einer von Beiden mußte ich's nothwendig verderben! Entschlossen tauchte ich also endlich das Gebäck in die Tasse, blickte auf zur Rechten, begegnete den schönen, dankbaren Augen und stopfte der Señora das Biscuit in das Rosenmündchen, die mir meine Aufmerksamkeit mit einem unvergesslichen Blicke lohnte.

Was aber jetzt mit der Anderen machen? Ich schaute um Vergebung flehend zur Linken, aber ein Stein fiel mir vom Herzen: der Nachbar zu ihrer anderen Seite hatte in landesüblicher Artigkeit darauf gewartet, welche der Damen ich als Fremder bedienen werde, und war schon im Begriffe, ihr das

Biscuit in's Mündchen zu stecken. Verlezt hatte ich sie jedenfalls, denn sie überließ mich fortan der Unterhaltung mit der Anderen.

Uebrigens ward's mir nach diesem Entrée doch leichter um's Herz. Als man mit der Chokolade fertig war, sah ich, wie man es auch mit den übrigen Vederbissen, die servirt wurden, ganz ebenso hielt; man speiste immer erst die Nachbarin, ehe man an sich selber dachte, war gewissermaßen der Ernährer derselben, und so gewann denn auch ich Routine in dieser Fütterung, die mich immer wieder in die engste Beziehung zu diesen frischen, schönen Lippen und den lächelnden schwarzen Augen brachte, bis endlich Eis in langen, schmalen Düten aus süßem Zeige und eine große Torte servirt wurden, von der mir die weiße Mignon-Hand der Nachbarin als Revanche ein Stückchen in den Mund steckte.

Wunderlich war und blieb mir diese Sitte, die, wie man mir sagte, in allen echt spanischen Familien streng beobachtet wird; aber ich gestand mir beim Nachhausegehen, nachdem man noch Guitarre und Piano gespielt, daß ich mich nie angenehmer mit einer Tisch-Nachbarin unterhalten habe, als mit dieser.

Es ist unleugbar, daß des Spaniers Volks- und Gesellschafts-Sitten alle etwas außerordentlich Liebenswürdiges und namentlich Decentes haben, und das prägt sich besonders in seinem geselligen Verkehr mit dem zarten Geschlechte aus. Eine Dame zu berühren, vermeidet er auf's Strengste selbst da, wo das bei uns unerlässlich ist, z. B. beim Tanze. Manche meiner jungen Leserinnen werden mich für einen geschmacklosen Menschen halten, wenn ich sage: die spanischen Nationaltänze haben unserem deutschen Kundtänze gegenüber etwas unendlich Grazioses, ich möchte sagen Akademisches, denn sie leisten gerade das, was der Tanz zeigen soll, die Anmuth der Körperbewegung.

Kein Tänzer wird in jenem Lande seine Tänzerin berühren, während wir die unsrigen umschlingen und mit ihr in wildem Eifer über das Partett jagen. In allen Nationaltänzen, dem Bolero, fandango, El Ole, Zampateado, Zota, Manheja, und wie sie heißen mögen, bemühen sich die Paare, sich gegenseitig durch Grazie in Bewegung der Glieder zu überbieten, und die Spanierin trägt auch nicht umsonst die Kastagnetten in den Händen, auch nicht nur, um sich selbst den Tact zu schlagen; ohne sie würde der Arm umschön durch die Luft fahren; das darf er nicht, und das weiß selbst das gewöhnlichste Bauernfind. Auf der Wiese vor Madrid sah ich eines Tages, — es war das Fest des heiligen Isidoro, — eine ganze Wagenburg, mit Teppichen behangen, aufgeföhren. Man tanzte hinter derselben in der ungebundensten Heiterkeit. Ein Dudelsack-Pfeifer und einige blinde Guitarre-Spieler waren das Orchester, und die Letzteren improvisirten dabei die originellsten Verse. Der Tanz hatte eben begonnen: ein paar niedliche, äppige Majas in ihrer Volkstracht, in Basquina und Mantilla, traten auf den grünen Plan, die Kastagnetten in den Händen, und blühten lächelnd über die im Grase Lagernden. Ein paar Majos, junge, lustige Burche, standen ihnen schnell gegenüber, die Mädchen banden den Shawl, über welchem gewöhnlich noch ein kleines Tuch um den Hals hängt, auf den Hüften um das silberbesetzte Nieder zusammen, die reizende Mantilla ward zurückgeschlagen, die Kastagnetten wurden an den Fingern befestigt, und jetzt begann ein leidenschaftliches und dennoch anstandsvolles Schaukeln des Oberkörpers, eine runde, weiche Bewegung der Arme, während die jungen Gesichter, die schwarzen lustigen Augen vor Freude lachten. Keiner der Tänzer berührte seine Maja; die blinden Guitarre-Spieler sangen ihre improvisirten Verse von dem Glück der Jugend, während sich immer neue Paare aufstellten und die Umherlagernden in den schönsten der Tänzerinnen Worte der Anerkennung und Bewunderung zuriefen. Und wie sie bezaubernd waren, diese Majas, in ihrem kindlichen Uebermuth! Mein Begleiter trug eine Rose im Knopfloche; eine von ihnen machte ihm im Tanze allerlei scherzende Zeichen, und als er sie durchaus nicht verstehen wollte, sprang sie, ohne den Tact des Tanzes zu veräumen, auf ihn zu, nahm die Rose, steckte sie mit schelmischen Nicken in den Mund und tanzte weiter. Alles spanisch, liebe Leserin, aber von wunderbarer, nachahmenswerther Anmuth! —

Nachdruck verboten.

Ein- und Ausfälle.

Von Emil Beschkau.

Das Gold kann die Welt nicht münzen. Es muß wenigstens Kupfer dabei sein.

Die Sorge gleicht der lernätschen Schlange. Man freut sich, ihr endlich den Kopf abgeschlagen zu haben, und hundert neue wachsen an seiner Stelle hervor.

Es gäbe viel mehr glückliche Menschen, — wenn Alle den Muth hätten, glücklich zu sein.

Die Armen haben den Hunger, die Reichen — die Dienstboten.

Es giebt eine Musik, die noch süßer und ergreifender ist, als jene Mozart's und Beethoven's. Wenn dein kleiner Pausbach-Engel ruft: „Papa — Mama!“

Man kommt vielleicht ohne ihre Tugenden mit den Menschen aus, — aber nicht ohne ihre Laster.

Sprich von Jemandem Gutes, und du wirst zumeist nur Zweifler finden. Sprich Schlechtes von ihm, und sie glauben dir Alle.



Nachdruck verboten.

Gott Amor bei den Urapahoe-Indianern.

Aus meinem Leben unter den Indianern Nordamerikas.
Von Friedrich J. Paketon.

Gott Amor, der Iose Schelm! Wohin gelangt er nicht auf seinen Zirkelfahrt! — Im fernen Westen Nordamerikas, unter dem rothbraunen Indianer-volke, streicht er fagar umher und läßt dessen Söhne und Töchter seine Macht fühlen! — Großer Tanz ist für heute Abend in des Erienen Büffels Wigwam angesetzt. Alle Gegenstände darin sind hinausgebracht, um Platz zu schaffen für die vielen Gäste, denn das ganze Dorf findet sich im Arm und Reich, Wonne und Gering; beim Tanze kennt der Indianer weder Rang noch Stand. Hörtetlich eignet sich die Hütte für eine solche Festlichkeit. Sie ist geräumig und durch zwei Anbaue an beiden Seiten, welche wie der Wigwam selbst aus Fäulen mit darüber gespannten Büffels- und Hirschhäuten hergestellt sind, erhält sie eine längliche Form. Hoch ist sie etwa zwanzig Fuß, und durch die in der Spitze angebrachte Öffnung zieht Rauch und Dampf in das Freie.

In dem einen Anbau hocken die Frauen und Mädchen, heute säuberlich gepußt. Ihr Haar ist in der Mitte des Kopfes geschleitet und in lange Röpfe geflochten, an deren Enden glänzende Metallringe und weiße Hirschzähne befestigt sind. Die Ohren schmücken an den Lappchen und dem oberen Rande Ohringe aus großen Glasperlen, und dicht umwunden ist der Hals mit Perlen-schmücken, über ihn bedecken sie einander reiche Fingerringe und Halsketten. Ein Oberkörper umhüllt eine Art Hemd von buntfarbigem Natur oder gefärbtem Leder; einige Frauen haben auch noch ein grellfarbiges Tuch um die Schultern geschlagen. Ein enger Rock oder eine bunte Decke, über den Hüften durch eine Schnur zusammengehalten, reicht bis zu den Knien herab, welche in ledernen, mit Perlen gefüllten Mokassins stecken.

Die Männer hocken im anderen Anbau. Dort befindet sich auch die Holzmusik. Zwei Trommeln, ausgehöhlte Baumstümpfe mit Rieffeln überspannt, bilden die Haupt-Instrumente; dazu werden nach dem Tacte der Trommeln einer Pfeife schreille, wenig harmonische Töne entlockt, und wenn die Fröhlichkeit der Gäste sich steigert, wird auch kräftig gesungen, allein und im Chöre und häufig in Melal-Tönen, denn so erscheint der Gesang dem Indianer am schönsten.

Gewöhnlich beginnen die Männer mit einem Tanze unter sich. Im Kreise hüpfen und springen sie um ein in der Mitte des Wigwams angelegtes Feuer, und wer es am besten macht, dem wird von allen Seiten Beifall gezollt. Bald folgen jedoch die Tänze, an denen auch die Frauen und Mädchen Theil nehmen. Hand in Hand mit den Männern, oder sich mit diesen umschlingend haltend, schwingen sie sich in lustigen Reigen singend und lachend durch den Raum. Viele Arten Tänze giebt es. Zu den beliebtesten gehören der Zeichen-Tanz, der Oh-Tanz, der Fuß-Tanz und der Massen-Tanz. Mit unseren Civilisatoren lassen sich diese Tänze vergleichen. Ein Tanz wechselt mit dem anderen ab, und mit immer größerer Lust geben sich alle Anwesenden dem für sie denkbar größten Vergnügen hin.

Von den Mädchen ist es die schlanke, hübsche Tochter des Schwarzen Wiber's, Mehange mit Namen, welche von den jungen Kriegern am meisten bevorzugt wird. Sie zählt kaum sechzehn Jahre, und zum ersten Male geküßte der Vater, daß sie die Festlichkeit besuchen durfte. Lachend steigt sie von einem Arm in den anderen, und da der Tanz ohne Unterbrechung andauert, kommt man ihr kaum eine Minute Rast. Soll Weid folgen ihr die Augen der übrigen, weniger begünstigten Schönen.

Immer toller gebärden sich die Tänzenden. Räucher und lärmender wird das Gesehe. So geht es bis spät in die Nacht hinein; dann aber verlangt zuletzt der Körper sein Recht. Die Gäste entfernen sich. Des Gastgebers Frauen und Töchter tragen das Hausgeräth sowie Decken, Kessel und Sättel wieder in den Wigwam, und eine halbe Stunde später ist es still im Indianer-Lager.

Alles schläft, nur Mehange ist noch munter. Unruhig wälzt sie sich lange auf ihrem Lager und läßt das Erlebte des heutigen Abends noch einmal an ihrem Geiste vorübergleiten. Sonderbar! — Ganz anders, wie bisher, will es ihr bedünken, seien ihr heute die Männer erschienen. Besonders der Eine unter ihnen gefällt ihr so viel mehr wie die Uebrigen. Bis jetzt hat sie nach Keinem gefragt.

Früh am nächsten Tage befinden sich die Frauen schon wieder an der Arbeit. Ergiebig war in der letzten Zeit die Büffeljagd, und nun präpariren sie die am Ufer des nahen Bades auf der Erde mit Fäden ausgehängten Felle, indem sie die harte Haut durch Einweichen, Schaben und Kratzen geschmeidig machen. Die Töchter bereiten in den Hütten die Mahlzeit für den Vater.

Mehange steht dabei oft verstohlen durch die Thüröffnung des Wigwams hinaus in das Freie. Dort schritt schon mehrere Male der kleine Vär' vorüber, ein häßlicher Krieger. Mit ihm hat sie in der vergangenen Nacht am meisten getanz.

Als der Vater erwacht ist und die in der Wölbe geküßte Büffelfelle verzehrt, tritt sie schüchtern vor die Hütte. Gerade geht der kleine Vär' wieder vorbei. Er trägt den Kopf leicht zum Orkne, und ein aufsteigender Blick weist den Mädchen Geheiß; doch kein Wort kommt über seine Lippen. Hocherfreut kehrt Mehange in den Wigwam zurück. Ertüger verrichtet ihr die Arbeit. Mit bunten Wollfäden, Perlen und gefärbten Gräsern schmückt sie für den Vater lederne Tüschchen, Messer-scheiden und Mokassins, welche jener bei seinem nächsten Be-

suche in der sechzig Meilen östlich gelegenen Befestigung mit einer Anzahl Büffelfelle im Tauschhandel zu verwerthen gedenkt.

Der Tag neigt sich seinem Ende zu. Es wird Abend. Die Familie versammelt sich am Feuer in der Hütte. Aber noch Einer, der nicht zu den Angehörigen zählt, hat sich eingefunden. Der kleine Vär' ist es. In seine besten Felle und Decken gekleidet, geschmückt mit einer langen Adlerfeder in der Scalplocke, Messingringe in den Haaren und an den lang über die breite Brust herabhängenden, mit rothen Bändern umwickelten Strähnen derselben, das Gesicht hübsch mit rother und gelber Farbe bemalt, den Scheitel auf dem Kopfe fingerbreit durch Ausziehen der Haare erweitert und blutroth gefärbt, das große Messer in reich mit Perlen bedeckter Scheide am Gürtel, so steht er unbeweglich dicht am Eingange im Wigwam. Nur seine auf Neugierde gerichteten, blühenden Augen verrathen, was in ihm vorgeht.

Keiner von der Familie kümmert sich um ihn. Er ist für sie nicht vorhanden, und auch die Tochter, der die Huldigung gilt, hat heute keinen Blick für den jungen Krieger.

Bald gesellt sich ein zweiter Besucher zu diesem; ebenfalls wie zum Feste gepußt. Schwarzfuß ist sein Name. Auch er steht regungslos und blickt auf das Mädchen, welches jetzt von Zeit zu Zeit lächelnd mit ihren braunen Augen zu ihm aufschaut.

Jönig mißt der kleine Vär' den Mitalen; doch nur eine Sekunde gönnt er ihm einen Blick, dann ruhen seine Augen unverwandt wie vorher wieder auf der schlanken Tochter des Schwarzen Wiber's, welcher gemäßlich bei seinem Feuer und nach eingenommener, reichlicher Mahlzeit behaglich seine Pfeife raucht.

Erl als sich der Alte auf das an einer Seite in dem Raume von seinem Weibe aus Decken und Fellen bereitete Lager wirt, verschwinden die beiden Besucher aus der Hütte, launlos, wie sie gekommen sind.

Mehrere Abende wiederholt sich dasselbe Schauspiel. Nach ein dritter Jüngling hat sich eingestellt; nach seinem Vater nennt er sich Rothe Wölfe. Mit zorniger Mißstimmung haben ihn die beiden ersten Besucher empfangen; doch Mehange lächelt auch ihm freundlich zu. Sie ist stolz auf ihren Werth; denn je mehr sie zum Weibe begehren, desto mehr kann der Vater für sie verlangen.

Und daran denkt der Schwarze Wiber' ebenfalls, als eines Tages zu verschiedenen Zeiten drei alte Indianerweiber aus der Verwandtschaft der Liebhaber zu ihm kommen, um sich mit ihm über seine Forderung für die Tochter zu einigen. Zehn Pferde, zwanzig Büffelfelle, fünf Sättel und noch allerlei Kleinigkeiten verlangt er für sie. Davon läßt er Nichts ab, obgleich die Alten weidlich über seine Unerbarmlichkeit schelten und sich rechtlich beklagen, durch Aufzählung vorhandener und nicht vorhandener Fehler des Mädchens deren Werth herabzusetzen. Anderen Tages kommen sie wieder. Zwei erklären, daß die Freier, von denen sie abgehandelt wären, bereit seien, das Geforderte zu entrichten. Die Dritte bittet um einen kurzen Aufschub, da ihrem Sohne die Anzahl der Pferde fehlt und er deshalb gezwungen ist, nach dem dem Urapahoes feindlich gestimmten Stamme der Crows hinüber zu reiten, um sich dort einige Gänse zu holen. Gern wird ihm eine nicht zu lange Frist gewährt, und nun macht der Schwarze Wiber' seiner Tochter bekannt, daß sie sich selbst einen von den Dreien erwählen dürfe.

Mehange hat damit jedoch noch keine große Eile. Ihr gefällt das kostbare Spiel mit den Besuchern, welche sie Abend für Abend in der Hütte besuchen. Heute lächelt sie dem Einen, morgen dem Anderen zu. Keiner weiß bis jetzt, wenn sie zuletzt den Vorzug geben wird. Geduldig harren die Drei an.

Besonders ist der kleine Vär' in heißer Liebe für das Mädchen entbrannt, aber mit Gewalt zwingt er sich, seine Gefühle zu beherrschen. Unmuthig würden ihn Alle schelten, ließe er sich seine Leidenschaft in anderer Weise, als durch die Augenprache merken.

Eines Abends fehlt der Mothe Wölfe in dem Wigwam; auch während des Tages hat ihn Niemand im Dorfe gesehen. Die Dörfer erzählen, er sei Morgens in der Frühe nach der südlichen Richtung davongewandert. Dort haufen, etwa fünfzig Meilen von dem Lager entfernt, die Crows.

Einige Abende später bleiben die anderen beiden Besucher ebenfalls aus. Mit wachsender Ungeduld erwartet sie Mehange vergeblich. Kaum ist am nächsten Tage die Sonne hinter den Bergen hinabgetaucht, so schmückt sie sich hastig wie zum Tanze, und als im Dorfe die Dämmerung hereingebrochen ist, verläßt sie flüchtend den Wigwam. Hagernd schreitet sie in das Dunkel hinaus.

Da springt hinter einem Baume hervor ein junger Krieger. Sein linker Arm umschlingt sie fest; den rechten hat er umwickelt. Es ist der Mothe Wölfe. Wohl holte er sich die Pferde, aber die Crows haben ihm eine Kugel mit auf den Weg. Noch sitzt sie im Muskellose des Armes, unweit der Schulter.

Jetzt erkennt Mehange ihn. Ein leiser Schrei entringt sich ihrer Kehle. Enttäuscht giebt der Besucher sie frei. Gleich darauf ist er verschwunden.

Und daran denkt der Schwarze Wiber' ebenfalls, als eines Tages zu verschiedenen Zeiten drei alte Indianerweiber aus der Verwandtschaft der Liebhaber zu ihm kommen, um sich mit ihm über seine Forderung für die Tochter zu einigen. Zehn Pferde, zwanzig Büffelfelle, fünf Sättel und noch allerlei Kleinigkeiten verlangt er für sie. Davon läßt er Nichts ab, obgleich die Alten weidlich über seine Unerbarmlichkeit schelten und sich rechtlich beklagen, durch Aufzählung vorhandener und nicht vorhandener Fehler des Mädchens deren Werth herabzusetzen. Anderen Tages kommen sie wieder. Zwei erklären, daß die Freier, von denen sie abgehandelt wären, bereit seien, das Geforderte zu entrichten. Die Dritte bittet um einen kurzen Aufschub, da ihrem Sohne die Anzahl der Pferde fehlt und er deshalb gezwungen ist, nach dem dem Urapahoes feindlich gestimmten Stamme der Crows hinüber zu reiten, um sich dort einige Gänse zu holen. Gern wird ihm eine nicht zu lange Frist gewährt, und nun macht der Schwarze Wiber' seiner Tochter bekannt, daß sie sich selbst einen von den Dreien erwählen dürfe.

Mehange hat damit jedoch noch keine große Eile. Ihr gefällt das kostbare Spiel mit den Besuchern, welche sie Abend für Abend in der Hütte besuchen. Heute lächelt sie dem Einen, morgen dem Anderen zu. Keiner weiß bis jetzt, wenn sie zuletzt den Vorzug geben wird. Geduldig harren die Drei an.

Besonders ist der kleine Vär' in heißer Liebe für das Mädchen entbrannt, aber mit Gewalt zwingt er sich, seine Gefühle zu beherrschen. Unmuthig würden ihn Alle schelten, ließe er sich seine Leidenschaft in anderer Weise, als durch die Augenprache merken.

Eines Abends fehlt der Mothe Wölfe in dem Wigwam; auch während des Tages hat ihn Niemand im Dorfe gesehen. Die Dörfer erzählen, er sei Morgens in der Frühe nach der südlichen Richtung davongewandert. Dort haufen, etwa fünfzig Meilen von dem Lager entfernt, die Crows.

Einige Abende später bleiben die anderen beiden Besucher ebenfalls aus. Mit wachsender Ungeduld erwartet sie Mehange vergeblich. Kaum ist am nächsten Tage die Sonne hinter den Bergen hinabgetaucht, so schmückt sie sich hastig wie zum Tanze, und als im Dorfe die Dämmerung hereingebrochen ist, verläßt sie flüchtend den Wigwam. Hagernd schreitet sie in das Dunkel hinaus.

Da springt hinter einem Baume hervor ein junger Krieger. Sein linker Arm umschlingt sie fest; den rechten hat er umwickelt. Es ist der Mothe Wölfe. Wohl holte er sich die Pferde, aber die Crows haben ihm eine Kugel mit auf den Weg. Noch sitzt sie im Muskellose des Armes, unweit der Schulter.

Jetzt erkennt Mehange ihn. Ein leiser Schrei entringt sich ihrer Kehle. Enttäuscht giebt der Besucher sie frei. Gleich darauf ist er verschwunden.

Und daran denkt der Schwarze Wiber' ebenfalls, als eines Tages zu verschiedenen Zeiten drei alte Indianerweiber aus der Verwandtschaft der Liebhaber zu ihm kommen, um sich mit ihm über seine Forderung für die Tochter zu einigen. Zehn Pferde, zwanzig Büffelfelle, fünf Sättel und noch allerlei Kleinigkeiten verlangt er für sie. Davon läßt er Nichts ab, obgleich die Alten weidlich über seine Unerbarmlichkeit schelten und sich rechtlich beklagen, durch Aufzählung vorhandener und nicht vorhandener Fehler des Mädchens deren Werth herabzusetzen. Anderen Tages kommen sie wieder. Zwei erklären, daß die Freier, von denen sie abgehandelt wären, bereit seien, das Geforderte zu entrichten. Die Dritte bittet um einen kurzen Aufschub, da ihrem Sohne die Anzahl der Pferde fehlt und er deshalb gezwungen ist, nach dem dem Urapahoes feindlich gestimmten Stamme der Crows hinüber zu reiten, um sich dort einige Gänse zu holen. Gern wird ihm eine nicht zu lange Frist gewährt, und nun macht der Schwarze Wiber' seiner Tochter bekannt, daß sie sich selbst einen von den Dreien erwählen dürfe.

Mehange hat damit jedoch noch keine große Eile. Ihr gefällt das kostbare Spiel mit den Besuchern, welche sie Abend für Abend in der Hütte besuchen. Heute lächelt sie dem Einen, morgen dem Anderen zu. Keiner weiß bis jetzt, wenn sie zuletzt den Vorzug geben wird. Geduldig harren die Drei an.

Besonders ist der kleine Vär' in heißer Liebe für das Mädchen entbrannt, aber mit Gewalt zwingt er sich, seine Gefühle zu beherrschen. Unmuthig würden ihn Alle schelten, ließe er sich seine Leidenschaft in anderer Weise, als durch die Augenprache merken.

Eines Abends fehlt der Mothe Wölfe in dem Wigwam; auch während des Tages hat ihn Niemand im Dorfe gesehen. Die Dörfer erzählen, er sei Morgens in der Frühe nach der südlichen Richtung davongewandert. Dort haufen, etwa fünfzig Meilen von dem Lager entfernt, die Crows.

Einige Abende später bleiben die anderen beiden Besucher ebenfalls aus. Mit wachsender Ungeduld erwartet sie Mehange vergeblich. Kaum ist am nächsten Tage die Sonne hinter den Bergen hinabgetaucht, so schmückt sie sich hastig wie zum Tanze, und als im Dorfe die Dämmerung hereingebrochen ist, verläßt sie flüchtend den Wigwam. Hagernd schreitet sie in das Dunkel hinaus.

Da springt hinter einem Baume hervor ein junger Krieger. Sein linker Arm umschlingt sie fest; den rechten hat er umwickelt. Es ist der Mothe Wölfe. Wohl holte er sich die Pferde, aber die Crows haben ihm eine Kugel mit auf den Weg. Noch sitzt sie im Muskellose des Armes, unweit der Schulter.

Jetzt erkennt Mehange ihn. Ein leiser Schrei entringt sich ihrer Kehle. Enttäuscht giebt der Besucher sie frei. Gleich darauf ist er verschwunden.

Der Schrei hat ihm angezeigt, daß seine Werbung abgewiesen ist, und wohl oder übel muß er sich entfernen, ohne das Mädchen weiter zu belästigen. So verlangt es die Sitte.

Schon will sich Mehange wieder der Hütte zuwenden, da springt eine zweite Gestalt auf sie zu. Abermals ertönt ihr Schrei, und rasch eilt sie in den Wigwam.

Durch das nächtliche Dunkel schleicht brummend Schwarzfuß von dannen. Am folgenden Abend verläßt Mehange wieder die Hütte; doch vergeblich schaut sie lange nach allen Seiten umher. Der Freier, welchen sie herbeieilt, will nicht kommen.

Und auch am nächsten Abend erscheint er nicht; ja, eine Woche voll dänger Sorge für das immer ängstlicher wartende Mädchen vergeht. Streng drängt der Vater sie, da der Dritte ausbleibt, einen der beiden Anderen zu nehmen. Er hat es erfahren, daß die Tochter sie von sich wies. Der Alte sorgt sich, daß ihm der schöne Gewinn entgeht, und zornig verlangt er zuletzt, daß sie sich sofort entscheide. Sie bittet; sie flieht. Endlich bewilligt er ihr noch einen Tag Frist.

Jitternd vor Erregung, sieht Mehange die Sonne untergehen. Beinahe

meint er, seine Büffelfelle sind weich wie Wolle, und seine Pferde sind an Schnelligkeit den Hirschen gleich.

Am nächsten Abend hocken die beiden Liebhaber unweit des Wigwams dicht neben einander. Ein großes Büffelfell ist über das Paar gebreitet. Rästend, unter süßen Kosen, erzählt der Jüngling dem Mädchen, wie er sich geküßert und auch geküßt habe, daß sie beinahe nur den beiden Anderen ein freudvolles Lächeln geschenkt. Zu lange sei seine Geduld von ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach ihm. Schnell tröstet er sie und giebt ihr gar liebliche Namen. „Meine Elster“, „mein Reh“, „meine Taube“, „mein Bräutchen“ nennt er sie. Glücklich schmiegt sie sich enger an ihn und erwidert gern seine Liebesworten.

Mancher Indianer schleicht neugierig hinzu, um das Pärchen zu belauschen; doch wenn er sich beobachtet glaubt, geht er meint er, seine Büffelfelle sind weich wie Wolle, und seine Pferde sind an Schnelligkeit den Hirschen gleich.

Am nächsten Abend hocken die beiden Liebhaber unweit des Wigwams dicht neben einander. Ein großes Büffelfell ist über das Paar gebreitet. Rästend, unter süßen Kosen, erzählt der Jüngling dem Mädchen, wie er sich geküßert und auch geküßt habe, daß sie beinahe nur den beiden Anderen ein freudvolles Lächeln geschenkt. Zu lange sei seine Geduld von ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach ihm. Schnell tröstet er sie und giebt ihr gar liebliche Namen. „Meine Elster“, „mein Reh“, „meine Taube“, „mein Bräutchen“ nennt er sie. Glücklich schmiegt sie sich enger an ihn und erwidert gern seine Liebesworten.

Mancher Indianer schleicht neugierig hinzu, um das Pärchen zu belauschen; doch wenn er sich beobachtet glaubt, geht er meint er, seine Büffelfelle sind weich wie Wolle, und seine Pferde sind an Schnelligkeit den Hirschen gleich.

Am nächsten Abend hocken die beiden Liebhaber unweit des Wigwams dicht neben einander. Ein großes Büffelfell ist über das Paar gebreitet. Rästend, unter süßen Kosen, erzählt der Jüngling dem Mädchen, wie er sich geküßert und auch geküßt habe, daß sie beinahe nur den beiden Anderen ein freudvolles Lächeln geschenkt. Zu lange sei seine Geduld von ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach ihm. Schnell tröstet er sie und giebt ihr gar liebliche Namen. „Meine Elster“, „mein Reh“, „meine Taube“, „mein Bräutchen“ nennt er sie. Glücklich schmiegt sie sich enger an ihn und erwidert gern seine Liebesworten.

Mancher Indianer schleicht neugierig hinzu, um das Pärchen zu belauschen; doch wenn er sich beobachtet glaubt, geht er meint er, seine Büffelfelle sind weich wie Wolle, und seine Pferde sind an Schnelligkeit den Hirschen gleich.

Am nächsten Abend hocken die beiden Liebhaber unweit des Wigwams dicht neben einander. Ein großes Büffelfell ist über das Paar gebreitet. Rästend, unter süßen Kosen, erzählt der Jüngling dem Mädchen, wie er sich geküßert und auch geküßt habe, daß sie beinahe nur den beiden Anderen ein freudvolles Lächeln geschenkt. Zu lange sei seine Geduld von ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach ihm. Schnell tröstet er sie und giebt ihr gar liebliche Namen. „Meine Elster“, „mein Reh“, „meine Taube“, „mein Bräutchen“ nennt er sie. Glücklich schmiegt sie sich enger an ihn und erwidert gern seine Liebesworten.

Mancher Indianer schleicht neugierig hinzu, um das Pärchen zu belauschen; doch wenn er sich beobachtet glaubt, geht er meint er, seine Büffelfelle sind weich wie Wolle, und seine Pferde sind an Schnelligkeit den Hirschen gleich.

Am nächsten Abend hocken die beiden Liebhaber unweit des Wigwams dicht neben einander. Ein großes Büffelfell ist über das Paar gebreitet. Rästend, unter süßen Kosen, erzählt der Jüngling dem Mädchen, wie er sich geküßert und auch geküßt habe, daß sie beinahe nur den beiden Anderen ein freudvolles Lächeln geschenkt. Zu lange sei seine Geduld von ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach ihm. Schnell tröstet er sie und giebt ihr gar liebliche Namen. „Meine Elster“, „mein Reh“, „meine Taube“, „mein Bräutchen“ nennt er sie. Glücklich schmiegt sie sich enger an ihn und erwidert gern seine Liebesworten.

Mancher Indianer schleicht neugierig hinzu, um das Pärchen zu belauschen; doch wenn er sich beobachtet glaubt, geht er meint er, seine Büffelfelle sind weich wie Wolle, und seine Pferde sind an Schnelligkeit den Hirschen gleich.

Am nächsten Abend hocken die beiden Liebhaber unweit des Wigwams dicht neben einander. Ein großes Büffelfell ist über das Paar gebreitet. Rästend, unter süßen Kosen, erzählt der Jüngling dem Mädchen, wie er sich geküßert und auch geküßt habe, daß sie beinahe nur den beiden Anderen ein freudvolles Lächeln geschenkt. Zu lange sei seine Geduld von ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach ihm. Schnell tröstet er sie und giebt ihr gar liebliche Namen. „Meine Elster“, „mein Reh“, „meine Taube“, „mein Bräutchen“ nennt er sie. Glücklich schmiegt sie sich enger an ihn und erwidert gern seine Liebesworten.

meint er, seine Büffelfelle sind weich wie Wolle, und seine Pferde sind an Schnelligkeit den Hirschen gleich.

Am nächsten Abend hocken die beiden Liebhaber unweit des Wigwams dicht neben einander. Ein großes Büffelfell ist über das Paar gebreitet. Rästend, unter süßen Kosen, erzählt der Jüngling dem Mädchen, wie er sich geküßert und auch geküßt habe, daß sie beinahe nur den beiden Anderen ein freudvolles Lächeln geschenkt. Zu lange sei seine Geduld von ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach ihm. Schnell tröstet er sie und giebt ihr gar liebliche Namen. „Meine Elster“, „mein Reh“, „meine Taube“, „mein Bräutchen“ nennt er sie. Glücklich schmiegt sie sich enger an ihn und erwidert gern seine Liebesworten.

Am nächsten Abend hocken die beiden Liebhaber unweit des Wigwams dicht neben einander. Ein großes Büffelfell ist über das Paar gebreitet. Rästend, unter süßen Kosen, erzählt der Jüngling dem Mädchen, wie er sich geküßert und auch geküßt habe, daß sie beinahe nur den beiden Anderen ein freudvolles Lächeln geschenkt. Zu lange sei seine Geduld von ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach ihm. Schnell tröstet er sie und giebt ihr gar liebliche Namen. „Meine Elster“, „mein Reh“, „meine Taube“, „mein Bräutchen“ nennt er sie. Glücklich schmiegt sie sich enger an ihn und erwidert gern seine Liebesworten.

Am nächsten Abend hocken die beiden Liebhaber unweit des Wigwams dicht neben einander. Ein großes Büffelfell ist über das Paar gebreitet. Rästend, unter süßen Kosen, erzählt der Jüngling dem Mädchen, wie er sich geküßert und auch geküßt habe, daß sie beinahe nur den beiden Anderen ein freudvolles Lächeln geschenkt. Zu lange sei seine Geduld von ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach ihm. Schnell tröstet er sie und giebt ihr gar liebliche Namen. „Meine Elster“, „mein Reh“, „meine Taube“, „mein Bräutchen“ nennt er sie. Glücklich schmiegt sie sich enger an ihn und erwidert gern seine Liebesworten.

Am nächsten Abend hocken die beiden Liebhaber unweit des Wigwams dicht neben einander. Ein großes Büffelfell ist über das Paar gebreitet. Rästend, unter süßen Kosen, erzählt der Jüngling dem Mädchen, wie er sich geküßert und auch geküßt habe, daß sie beinahe nur den beiden Anderen ein freudvolles Lächeln geschenkt. Zu lange sei seine Geduld von ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach ihm. Schnell tröstet er sie und giebt ihr gar liebliche Namen. „Meine Elster“, „mein Reh“, „meine Taube“, „mein Bräutchen“ nennt er sie. Glücklich schmiegt sie sich enger an ihn und erwidert gern seine Liebesworten.

Am nächsten Abend hocken die beiden Liebhaber unweit des Wigwams dicht neben einander. Ein großes Büffelfell ist über das Paar gebreitet. Rästend, unter süßen Kosen, erzählt der Jüngling dem Mädchen, wie er sich geküßert und auch geküßt habe, daß sie beinahe nur den beiden Anderen ein freudvolles Lächeln geschenkt. Zu lange sei seine Geduld von ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach ihm. Schnell tröstet er sie und giebt ihr gar liebliche Namen. „Meine Elster“, „mein Reh“, „meine Taube“, „mein Bräutchen“ nennt er sie. Glücklich schmiegt sie sich enger an ihn und erwidert gern seine Liebesworten.

Am nächsten Abend hocken die beiden Liebhaber unweit des Wigwams dicht neben einander. Ein großes Büffelfell ist über das Paar gebreitet. Rästend, unter süßen Kosen, erzählt der Jüngling dem Mädchen, wie er sich geküßert und auch geküßt habe, daß sie beinahe nur den beiden Anderen ein freudvolles Lächeln geschenkt. Zu lange sei seine Geduld von ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach ihm. Schnell tröstet er sie und giebt ihr gar liebliche Namen. „Meine Elster“, „mein Reh“, „meine Taube“, „mein Bräutchen“ nennt er sie. Glücklich schmiegt sie sich enger an ihn und erwidert gern seine Liebesworten.

Am nächsten Abend hocken die beiden Liebhaber unweit des Wigwams dicht neben einander. Ein großes Büffelfell ist über das Paar gebreitet. Rästend, unter süßen Kosen, erzählt der Jüngling dem Mädchen, wie er sich geküßert und auch geküßt habe, daß sie beinahe nur den beiden Anderen ein freudvolles Lächeln geschenkt. Zu lange sei seine Geduld von ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach ihm. Schnell tröstet er sie und giebt ihr gar liebliche Namen. „Meine Elster“, „mein Reh“, „meine Taube“, „mein Bräutchen“ nennt er sie. Glücklich schmiegt sie sich enger an ihn und erwidert gern seine Liebesworten.

Am nächsten Abend hocken die beiden Liebhaber unweit des Wigwams dicht neben einander. Ein großes Büffelfell ist über das Paar gebreitet. Rästend, unter süßen Kosen, erzählt der Jüngling dem Mädchen, wie er sich geküßert und auch geküßt habe, daß sie beinahe nur den beiden Anderen ein freudvolles Lächeln geschenkt. Zu lange sei seine Geduld von ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach ihm. Schnell tröstet er sie und giebt ihr gar liebliche Namen. „Meine Elster“, „mein Reh“, „meine Taube“, „mein Bräutchen“ nennt er sie. Glücklich schmiegt sie sich enger an ihn und erwidert gern seine Liebesworten.

Am nächsten Abend hocken die beiden Liebhaber unweit des Wigwams dicht neben einander. Ein großes Büffelfell ist über das Paar gebreitet. Rästend, unter süßen Kosen, erzählt der Jüngling dem Mädchen, wie er sich geküßert und auch geküßt habe, daß sie beinahe nur den beiden Anderen ein freudvolles Lächeln geschenkt. Zu lange sei seine Geduld von ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach ihm. Schnell tröstet er sie und giebt ihr gar liebliche Namen. „Meine Elster“, „mein Reh“, „meine Taube“, „mein Bräutchen“ nennt er sie. Glücklich schmiegt sie sich enger an ihn und erwidert gern seine Liebesworten.

Am nächsten Abend hocken die beiden Liebhaber unweit des Wigwams dicht neben einander. Ein großes Büffelfell ist über das Paar gebreitet. Rästend, unter süßen Kosen, erzählt der Jüngling dem Mädchen, wie er sich geküßert und auch geküßt habe, daß sie beinahe nur den beiden Anderen ein freudvolles Lächeln geschenkt. Zu lange sei seine Geduld von ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach ihm. Schnell tröstet er sie und giebt ihr gar liebliche Namen. „Meine Elster“, „mein Reh“, „meine Taube“, „mein Bräutchen“ nennt er sie. Glücklich schmiegt sie sich enger an ihn und erwidert gern seine Liebesworten.

Am nächsten Abend hocken die beiden Liebhaber unweit des Wigwams dicht neben einander. Ein großes Büffelfell ist über das Paar gebreitet. Rästend, unter süßen Kosen, erzählt der Jüngling dem Mädchen, wie er sich geküßert und auch geküßt habe, daß sie beinahe nur den beiden Anderen ein freudvolles Lächeln geschenkt. Zu lange sei seine Geduld von ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach ihm. Schnell tröstet er sie und giebt ihr gar liebliche Namen. „Meine Elster“, „mein Reh“, „meine Taube“, „mein Bräutchen“ nennt er sie. Glücklich schmiegt sie sich enger an ihn und erwidert gern seine Liebesworten.

Am nächsten Abend hocken die beiden Liebhaber unweit des Wigwams dicht neben einander. Ein großes Büffelfell ist über das Paar gebreitet. Rästend, unter süßen Kosen, erzählt der Jüngling dem Mädchen, wie er sich geküßert und auch geküßt habe, daß sie beinahe nur den beiden Anderen ein freudvolles Lächeln geschenkt. Zu lange sei seine Geduld von ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach ihm. Schnell tröstet er sie und giebt ihr gar liebliche Namen. „Meine Elster“, „mein Reh“, „meine Taube“, „mein Bräutchen“ nennt er sie. Glücklich schmiegt sie sich enger an ihn und erwidert gern seine Liebesworten.

Am nächsten Abend hocken die beiden Liebhaber unweit des Wigwams dicht neben einander. Ein großes Büffelfell ist über das Paar gebreitet. Rästend, unter süßen Kosen, erzählt der Jüngling dem Mädchen, wie er sich geküßert und auch geküßt habe, daß sie beinahe nur den beiden Anderen ein freudvolles Lächeln geschenkt. Zu lange sei seine Geduld von ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach ihm. Schnell tröstet er sie und giebt ihr gar liebliche Namen. „Meine Elster“, „mein Reh“, „meine Taube“, „mein Bräutchen“ nennt er sie. Glücklich schmiegt sie sich enger an ihn und erwidert gern seine Liebesworten.

Am nächsten Abend hocken die beiden Liebhaber unweit des Wigwams dicht neben einander. Ein großes Büffelfell ist über das Paar gebreitet. Rästend, unter süßen Kosen, erzählt der Jüngling dem Mädchen, wie er sich geküßert und auch geküßt habe, daß sie beinahe nur den beiden Anderen ein freudvolles Lächeln geschenkt. Zu lange sei seine Geduld von ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach ihm. Schnell tröstet er sie und giebt ihr gar liebliche Namen. „Meine Elster“, „mein Reh“, „meine Taube“, „mein Bräutchen“ nennt er sie. Glücklich schmiegt sie sich enger an ihn und erwidert gern seine Liebesworten.

Am nächsten Abend hocken die beiden Liebhaber unweit des Wigwams dicht neben einander. Ein großes Büffelfell ist über das Paar gebreitet. Rästend, unter süßen Kosen, erzählt der Jüngling dem Mädchen, wie er sich geküßert und auch geküßt habe, daß sie beinahe nur den beiden Anderen ein freudvolles Lächeln geschenkt. Zu lange sei seine Geduld von ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach ihm. Schnell tröstet er sie und giebt ihr gar liebliche Namen. „Meine Elster“, „mein Reh“, „meine Taube“, „mein Bräutchen“ nennt er sie. Glücklich schmiegt sie sich enger an ihn und erwidert gern seine Liebesworten.

Am nächsten Abend hocken die beiden Liebhaber unweit des Wigwams dicht neben einander. Ein großes Büffelfell ist über das Paar gebreitet. Rästend, unter süßen Kosen, erzählt der Jüngling dem Mädchen, wie er sich geküßert und auch geküßt habe, daß sie beinahe nur den beiden Anderen ein freudvolles Lächeln geschenkt. Zu lange sei seine Geduld von ihrer Angst und ihrer Sehnsucht nach ihm. Schnell tröstet er sie und giebt ihr gar liebliche Namen. „Meine Elster“, „mein Reh“, „meine Taube“, „mein Bräutchen“ nennt er sie. Glücklich schmiegt sie sich enger an ihn und erwidert gern seine Liebesworten.

ein tüchtiger Büffeljäger. Die meisten Felle bringt er stets herein, und vom Morgen bis in die finkende Nacht muß das junge Weib sich quälen und abhaken, ohne ihre übermäßige Arbeit demüthigen zu können. Dazu erhält sie böse Worte und bald sogar noch Schläge obenbreiten. Das bezeugt ihr von Tag zu Tag weniger, und großem Weibet sie sich schließlich an den rothen Wölfe, welcher ihre eigenen den Schuß von den Crows erhalten hat. Ihn trägt sie ihre Not.

Als der kleine Vär' eines Tages von der Büffeljagd heimkehrt, ist sein Weib fort. Nach längerem Suchen findet er sie in des früheren Mitalen Hütte. Anfangs will er sich mit geküßtem Messer auf sie stürzen, um die Treulohe zu tödten; dann aber besinnt er sich rasch eines Besseren. Zornig fordert er — nicht sein Weib zurück, sondern den für sie entrichteten Werth.

Die beiden Männer werden einig. Ohne Worten bezahlt der „rothe Wölfe“, trotz aller den Weib des jungen Weibes. Ob Mehange bei ihm wohl besser aufgehoben ist? Ach, glaube es kaum. Uebermäßige Arbeit und schlechte Behandlung, ist leider das Los der Indianer-Frauen.

Nachdruck verboten.

Literarische Plaudereien.

Die literarische Bewegung in Italien.

Von Siegfried Samolsky.

In Italien auf dem politischen Gebiete sich vollständig von dem französischen Einflusse befreit hat, entwickelt sich auch die moderne italienische Literatur durchaus unabhängig und eigenartig. Ist das Wort: „L'Italia farà da se“ auch in dieser Hinsicht gelten kann. Sehen wir von der Schaubühne ab, auf welcher im Drama der leider zu früh vom Tode hinweggeraffte Pietro Costa, im Lustspiele der ebenfalls seinem Vaterlande vorzeitig entrissene Paolo Ferrari manchen bedeutenden Erfolg davontragen, im Uebrigen aber die französischen „Sittenstudien“ noch immer den Vorrang behaupten, so weisen die italienische Lyrik und die Romanistik jenseits der Alpen Namen von bestem Klang auf. Lyriker wie Giosuè Carducci und Lorenzo Stecchetti verdienen mit Zug einen Platz in der Weltliteratur, während Erzähler wie Giovanni Verga, Salvatore Tassini, Matilde Serao und Antonio Fogazzaro bei aller Verhildern ihrer künstlerischen Richtung den Roman wie die Novelle in muttergültiger Weise zu entwickeln bestritten sind.

Daß auch der italienischen Literatur in unseren Tagen ein jeder Tradition abhold Zug angeprägt ist, darf nicht geleugnet werden. Es kann daher nicht überraschen, wenn Giosuè Carducci in seinem berühmten „Hymnus an Satan“ den Vertreter des „bösen Prinzips“ zum Dämon wählt, weil dieser von den Widersachern als das Symbol der modernen geistigen Erregung bezeichnet zu werden pflegt.

Einer der feinsinnigsten Kenner der antiken Literatur, prägt Carducci häufig die unsere Felle bewegenden Ideen in klassischer Form aus; seine „Odi barbare“ legen in der That vollgültiges Zeugnis dafür ab, wie die Kunst zwischen gewöhnlichem Griechentum und unferem von den Naturwissenschaften beherrschten Jahrhundert durch die Kunst sehr wohl überbrückt werden kann. Vor mancher Verfasser „Hilfoller“, in Goldschmidt gebundener Poeten würde meinen, es wäre unter der Würde eines „gottbegnadeten“ Sängers, für den er sich hält, das prosaische Treiben auf einem Bahnhofe zu schildern. Gerade an einem so spröden Stoffe hat sich aber die Meisterhaft Carducci's bewährt, wenn er in einer seiner „Odi barbare“ alle Einzelheiten der Abfahrt eines Auges an einem düsteren Herbstmorgen auf's Anschaulichste wiedergiebt, zugleich aber den Abschied zweier Liebenden in seine Darstellung verwebt. Wie „erlebt“ erscheint uns diese Abschied

Interesse für deutsche Geisteserschöpfungen hegt, unsere Sprache nicht in vollem Maße beherrscht, um ein klassischer Vermittler zwischen der deutschen und der italienischen Literatur zu werden.

Wie Giosuè Carducci versendet auch Lorenzo Stecchetti gegen alles Conventionalle in der Poesie seine scharf zugespitzten Pfeile. Leider ist die Muse des Dichters, obgleich dieser, am 4. October 1845 zu Rumania in der Nähe von Forlì geboren, sich im kräftigsten Mannesalter befindet, in den letzten Jahren verstummt, so daß ich nicht ohne eine melancholische Regung in diesen Herbsttagen des mit dem Verfe „Quando vedrai cader le foglie morte“ beginnenden schönen Sonetts des Dichters eingedenk, in italienischen Blättern lesen konnte, Stecchetti oder vielmehr Olindo Guerrini, wäre zum Bibliothekar zweiter Klasse „befördert“ worden. Wie wenig im Einklange mit solcher Amtswürde stand die schelmische Kriegslust, mittelst der Guerrini sich selbst seiner Zeit unter dem Pseudonym Lorenzo Stecchetti in die italienische Literatur einführt, indem er den Dichter der „Postuma“ als todt bezeichnete. „Er liegt auf dem Friedhofe seines Heimathsortes begraben, unter der fünften Cyprisse zur Linken des Einganges. Der Leichenstein enthält als Inschrift nur Namen und Daten.“ In Wahrheit lebt Guerrini-Stecchetti in voller Gesundheit heute noch zu Bologna, woselbst ihm gerade in diesen Tagen sein Avancement in der Beamtenhierarchie zu Theil geworden ist. Ein neuer Band Gedichte wäre allen Freunden der italienischen Literatur erwünscht gewesen; die Vorwürfe, welche Stecchetti in den Versen: „A Giosuè Carducci“ dem Autor des „Inno a Satana“ macht, er schlafe, während doch der Schlachtruf laut erschalle, gelten jetzt dem Verfasser der „Postuma“ und der „Nova Polemica“ in weit höherem Maße. Ein Meister auf dem Gebiete der satirischen Dichtung und der Selbstironie, würde er keineswegs des Stoffes für geharnischte Sonette und der Widerfacher ermangeln. Wie schneidig führte Stecchetti den Mailänder Dichter Felice Cavallotti ad absurdum, als dieser, aus seinem blauen Vollenkuchenschirm heraus, den modernen Realismus beschuldete, der keineswegs mit dem Farbenblinden, nur das Häßliche erkennenden Naturalismus verwechselt werden darf! Ist es doch in diesem Augenblicke gerade schwierig, gegen denselben Felice Cavallotti vom italienischen Standpunkte aus die Satire nicht zu schreiben! Hier müßte auch das Sonett im Sinne Müdter's zum geharnischten werden, da Cavallotti in einer Zeit, in welcher die Eiferjucht der Franzosen auf das nach der Lösung seines Königshauses „Sempre avanti, Savoia!“ müthig auf- und fortstrebende Italien fortdauernd wächst, den traurigen Muth besitzt, um die Gunst Frankreichs in Wort und Schrift zu bühnen, zugleich aber die großen Männer des eigenen Landes herabzusetzen.

Stecchetti ist keineswegs nur seiner scharfen Polemik wegen gefürchtet; auch wäre es durchaus verfehlt, seine künstlerische Eigenart lediglich in seinen mit Ironie und Sarkasmus stark durchsetzten Liebespoesien zu erblicken; vielmehr finden wir in den „Postume“ sowie in den „Nova Polemica“ zahlreiche Perlen wahrer Empfindung, die aus dem tiefsten Grunde des eigenen Herzens zu Tage gefördert sind. Können wir uns bei der Lectüre der an eine ganze Reihe von Frauengestalten gerichteten Liebesgedichte der Annahme nicht verschließen, daß Stecchetti, wäre es auch nur, um die „Philister“ zu ärgern, mit seinen Abenteuern prahlt, so schlägt er doch nach meinem Gefühle dann echte Herzenstöne an, wenn er z. B. in dem schwermüthigen Sonett:

„O bianche nubi che ne'l ciel turchino“

mit seinem Sohne poetische Zwiegespräche hält. Da Paul Sehse, dem wir die vortreffliche Uebersetzung der oben angeführten Ode Carducci's: „Auf dem Bahnhof“, sowie einer Anzahl Poesien Stecchetti's verdanken, das erwähnte Sonett nicht wiedergegeben hat, lasse ich hier meine Uebersetzung dieser Verse folgen:

„Am blauen Himmel weiße Wolken jagen,
Wie woll'ne Floden jäh vom Wind getrieben;
Mein Kind sieht sinnend zu, wie sie zerfließen,
Mir aber will das Herz vor Weh verjagen.“

Was zwingt mich nur, die Augen aufzuschlagen
Zum Aetherblau? Erfüllt von Sehnsuchtsdrängen,
Die ungefüllt mir noch im Herzen blieben,
Möcht' ich die Sphinx nach un'rer Zukunft fragen.“

Doch, liebes Kind, die Weltenräthsel fragen
Ergünden, ist den Wolken nicht gegeben,
Und ob ein Gott ist, können sie nicht sagen.“

Wie bald, mein Junge, scheid' ich aus dem Leben,
Dein Haupt, jetzt blond, wird Silberlocken tragen;
Den Schatz der Wahrheit werden wir nicht heben.“

Während unter den modernen Dyrkern Italiens die als „verismo“ bezeichnete realistische Richtung weit überwiegt, bestehen auf dem Gebiete der Roman- und Novellenliteratur die alten Gegensätze fort, ohne daß die eine oder die andere Partei bisher behaupten könnte, den Sieg errungen zu haben. Salvatore Farina, dessen gemüthvoller Novellenentwurf „mio figlio“ in einer ausgezeichneten Uebersetzung von Ernst Dohm und Hans Hoffmann vorliegt, darf, trotz seinen anschaulichen Schilderungen des wirklichen Lebens eher den Idealisten zugezählt werden. Wenn aber Idealismus und Optimismus in der zeitgenössischen Romanbildung sich zumeist decken, so darf ich darauf hinweisen, wie Freund Farina selbst in einer mir zugesendeten autobiographischen Skizze seine Welt- und Lebensanschauung aufsaßt. „Man sagt von mir,“ heißt es in dieser Skizze, „daß ich Optimist sei, weil ich fast niemals niedrige Charaktere schildere. — Dies ist jedoch ein Irrthum; ich bin eher Pessimist als Optimist, falls „Optimist sein“ nicht heißt: die Ueberzeugung hegen, daß die menschliche Seele ein Mischling von Gut und Schlecht sei. So durchforsche ich das Herz, um das Gute zu finden, sobald ich aber eine Schwäche wahrnehme, verhehle ich sie keineswegs. Was die wirklich erbärmlichen Charaktere betrifft, so erscheinen sie mir nicht so „künstlerisch“ wie die guten und noch weniger als die schwachen. Deshalb vermeide ich jene, und ich vermeide sie auch deshalb, weil mir ihre Gesellschaft mißfällt; eine Person muß eben ganze Monate hindurch Tag und Nacht mit mir zusammenleben, ehe sie in einer Novelle zur Darstellung gelangt. So ist meine Beichte zu Ende.“

Der Idealismus Salvatore Farina's ist von demjenigen Antonio Fogazzaro's wesentlich verschieden. Darf doch der Letztere unbedenklich als ein entschiedener Vertreter der spiritualistischen Richtung angesehen werden. Wenn Farina unter dem Gesamtittel „Si muore“, „Man stirbt“, eine neue Reihenfolge von Erzählungen begonnen hat, so will er sich in diesen von dem Grundgedanken leiten lassen, welche Rolle im menschlichen Leben der Gedanke an den Tod spielt; Fogazzaro dagegen läßt seinen Helden im jüngsten Romane „Il mistero del

poeta“ in geistiger Beziehung zu der todtten geliebten Frau bleiben. Er muß denn auch diesen Helden gegen den Vorwurf des Spiritualismus ausdrücklich mit dem Hinweis verwarren, daß es sich bei einem solchen Verfehr um Geister-Kundgebungen handle. Der Held verachtet deshalb, es bedürfe keiner neuen Lehre, um an das Fortleben der Seele und an unsere Beziehungen zu denjenigen zu glauben, welche aus dem irdischen Leben geschieden sind. Wie sehr sich nun auch die Welt- und Lebensanschauung Antonio Fogazzaro's von derjenigen Salvatore Farina's unterscheiden mag, ist ihnen doch Beiden eine ruhende Herzensbeiseidenheit eigen, mit der sie ihre eigenen Werke beurtheilen. Andererseits machen die Beide Front gegen den „verismo“, der, ohne jedoch in rohen Naturalismus auszuarten, in den Romanen und Erzählungen des Sicilianers Verga und der Neapolitanerin Matilde Serao in die Erscheinung tritt.

Der Rahmen dieses ersten über hervorragende Erscheinungen der modernen italienischen Literatur kurz orientierenden Aufsatze würde jedoch weit überschritten werden, wollte ich hier das gesammte Wirken dieser Dichter und Erzähler auch nur mit annähernder Vollständigkeit zu würdigen suchen. Um aber die Leserin in den Stand zu setzen, aus einer Vergleichung die bei allen spiritualistischen Anwendungen doch nicht weltfremde Eigenart Fogazzaro's, ebenso wie diejenige Matilde Serao's, einigermaßen zu erkennen, lasse ich hier zwei Stellen aus ihren jüngsten Erzählungen folgen. In dem in autobiographische Form gekleideten Romane, „Das Geheimniß des Dichters“, ist der Held seiner Angebeteten nach Deutschland nachgereist; wir sehen ihn in einer Mondnacht zu Gicht. „Ich dachte an eine ferne Zukunft“, heißt es in der Schilderung, „eine Zukunft, in der ich mich dieser Nacht voll leidenschaftlicher Erregtheit, dieses Mondglanzes, der Springbrunnen und der leicht vom Winde bewegten Pflanzen, des Anblickes der für mich fremdartigen Häuser erinnern würde. Auf dem Hofmarkte vernahm ich Klang und Gesang. Die Nacht war so hell und ruhig; ich hoffte, Violet würde sich am Fenster zeigen. Ich sah jedoch Niemanden. Dagegen sang ein Bariton in abschender Weise etwas von Wagner, und dann trug eine frische Stimme anmuthig das „Heidenröslein“ von Schubert vor, das ich bereits an einem milden November-Nachmittage inmitten der letzten Rosen meines italienischen Gügels hatte singen hören. Damals hatten die schlichte Poesie Goethe's, die einfache Musik Schubert's in Verbindung mit ihrer Sorglosigkeit voll von verhaltener Melancholie mir das Herz zusammengepresst; jetzt verursachten sie mir einen frampshaften Schmerz der Eiferjucht, jetzt rang ich die Hände, weil das süße Röslein auf der Heiden! Röslein sprach: ich stehe dich! Arme Rose! Welches Verlangen hatte ich, sie zu küssen, sie an mich zu pressen, ihr wehe zu thun und zu klagen: Röslein, Röslein, mein Röslein, ach, nicht Röslein roth, sondern bleiches Röslein! Ich konnte das Lied nicht bis zu Ende anhören und eilte davon.“

Ein Hauch deutscher Romantik, „mondbeglänzter Zaubertrank“, die den Sinn gefangen hält“, weht uns aus dieser von tiefer Empfindung zeugenden Darstellung entgegen. Ein anderes Symbol stellt die Rose in einer neapolitanischen Skizze dar, die in dem jüngsten Buche Matilde Serao's: „All'erta sentinella“ enthalten ist. Wie realistisch wird uns daselbst südliche Leidenschaftlichkeit zur Anschauung gebracht, wie verständlich wird uns in dieser weichen Lust die Verweichlichung der Charaktere! Ein Genrebild genügt in der Skizze „Terno secco“, die verschiedenen Figuren in einem solchen „Milieu“ plastisch hervortreten zu lassen. „Als die Besperglocke schwieg“, heißt es, „zog ein ambulanter Verkäufer über den Platz, hielt in der Mitte, breitete seine Waaren aus und verkündete deren Namen. Er verkaufte Rosen, Mairosen. Es war kein Ausrufen, sondern eine Art Gesang, ein langhingezogener, melancholischer und zugleich wollüstiger Gesang, der gewissermaßen von Schönheit und süßem Dufte gesättigt war. Er sagte mir, daß die Rosen schön wären, daß sie schön wären die Rosen, nichts weiter, aber er brachte es mit einer so sentimentalen Vollkraft vor, daß Traurigkeit und befriedigte Leidenschaft mit einander zu verschmelzen schienen. Trotzdem wurde Niemand an den Fenstern gesehen, deren Saloufen noch gegen die Sonne verriegelt waren, Niemand befand sich an den Thüren der Läden, die zum Schutze gegen die bereits zur Sonnenhitze gewordene Maitage halbgeschlossen waren. So blieb der Platz am Mai-Nachmittage völlig verlassen. Dreimal sang der Rosenverkäufer inmitten dieses Stillschweigens, dieser Einsamkeit sein melancholisches Lied, indem er zu den Fenstern emporblitzte, während die Rosen in zwei Körben ihm zu Füßen lagen, und er verkündete, wie schön die Rosen wären.“ Matilde Serao ist, wie alle ihre Schriften bekunden, nicht nur eine mit scharfer Beobachtungsgabe ausgestattete, sondern auch eine phantasiereiche Dichterin. In dieser Hinsicht unterscheidet sich überhaupt, wenigstens in der Mehrzahl der Fälle, der italienische „verismo“ von dem Naturalismus Emile Zola's oder dem Impressionismus seiner minder talentvollen Nachbeter. Bei der Beurtheilung moderner italienischer Geisteserschöpfungen empfiehlt es sich aber vor Allem, zu prüfen, ob sie Ursprünglichkeit bekunden oder die französische Schablone verrathen. Diese Ursprünglichkeit schließt nicht aus, daß auch die italienischen Dichter und Schriftsteller Fäulung mit der Literatur der übrigen Nationen bewahren müssen, wenn anders sie das Ziel nicht aus den Augen verlieren wollen: künstlerisch vollendetes Material für die Weltliteratur zu liefern.

Nachdruck verboten.

Aus der Petersburger Gesellschaft.

Petersburg, Anfang November.

In der ganzen vornehmen Gesellschaft machte vor etlichen Wochen die Erhebung der Gräfin Beauharnais zur Herzogin von Leuchtenberg das größte Aufsehen und gab zu den verschiedensten Gerüchten Veranlassung. Die neue Herzogin ist eine Schwöster des bekannten Generals Skobelew. Vor etwa zehn Jahren heirathete sie einen Vetter des jetzigen Kaisers, den durch seinen Leichtsinns bekannten Herzog Eugen von Leuchtenberg, der von dem Stiefsohne Napoleon's, dem Vicomte Beauharnais, abstammt, und erhielt damals diesen französischen Adelsnamen. Hatte Fräulein Skobelew sich schon als Mädchen keines übertriebenen guten Rufes erfreut, so gab sie alsbald nach ihrer Vermählung der Gesellschaft reichen Stoff zu allen möglichen, mehr oder minder pridelnden Erzählungen,

und die schöne, verführerische Gräfin Beauharnais bildete die sehenswerthe Erscheinung der vornehmen Welt Petersburgs. Sie wie ihr Gatte führten ein geradezu zügelloses Leben und geriethen bald in Schulden, bis ihnen der Tod des Panlawistenhelden Skobelew wieder einigermaßen half, da die Gräfin etwa eine Million Rubel von dem Bruder erbt, der in seinen verschiedenen Kriegszügen seinen Geldbeutel reichlich gefüllt hatte. Aber lange hielt diese Summe nicht vor, und bald waren die Schulden größer als ehemals; die Gräfin erschien stets in den kostbarsten Trachten, um die sie alle Damen Petersburgs beneideten, in dem glänzendsten Schmucke; aber keine Schneiderin, kein Juwelier, kein Handwerker wurde bezahlt. Ihr Gemahl, der Herzog Eugen, Fürst Romanowski und kaiserliche Hoheit, trieb es noch ärger, und allgemein wurde dem Zusammenbruche des glänzenden Haushaltes entgegengesehen. Da verbesserten sich auf einmal die Verhältnisse in ungewohnter Weise. Der schöne Großfürst Alexei, der zweite Bruder des Kaisers, interessierte sich für die Gräfin; zugleich wurde bekannt, daß der über ein riesiges Vermögen verfügende Großfürst dem Ehemanne die Schulden bezahlte. Trotzdem Jedermann diese Verhältnisse kannte, trotzdem man wußte, daß die hochantischen Feste im Palais Alexei oder die Vergnügungen in Paris und Biarritz geradezu allen Begriffen von Anstand spotteten, blieb die Gräfin doch der Mittelpunkt der leichtsinnigen Damenwelt in der vornehmen Gesellschaft. Es erregte vielen Anstoß, daß im vorigen Jahre die verschiedensten Doppelbilder der gleichfalls sehr schönen Großfürstin Maria Pawlowna (Wladimir) und der Gräfin Beauharnais öffentlich am Newski-Prospect ausgestellt waren, und der Großfürstin schadete dies sehr. Bald erzählte man sich auch, daß Großfürst Alexei nicht mehr der einzige Begünstigte sei, und schließlich wurde es Thatsache, daß die schöne Gräfin auch den Zaren in ihre Netze zu ziehen versuchte, ein Bemühen, welches allerdings völlig vergebens blieb, da es an den festen Grundfäßen des Zaren und, wie die Welt meinte, auch etwas an dem scharfen Auge der auf ihre Rechte besonders eifersüchtigen Kaiserin scheiterte. Aber die kluge, toskette Gräfin, deren Streben war, anerkanntes Mitglied der kaiserlichen Familie zu werden, in welche sie durch ihren Mann zu gehören vermeinte, wußte sich die Gunst eines neuen Mächtigen zu erwerben, wenngleich in anderer Weise, als sie es bisher gewohnt war; sie umgarnete durch ihre Reize keinen Anderen, als den Procurator des „Heiligen“ Synods, den bekannten Verfolger der evangelischen Kirche, Pobjedonozzew, von dem man, das Aeußere betreffend, mit Schiller's Ferdinand sagen kann: „Ein Kerl, mehr gemacht, von Sünden zu entwöhnen, als dazu anzuregen“. Wenngleich der Auf des ascetisch-strengen Procurators durch die schöne Gräfin keinen Schaden litt, so wurde Pobjedonozzew doch ihr begeisterter Anhänger, und er allein ist es, der durch seinen unbegrenzten Einfluß beim Zaren es vermochte, diesen dazu zu bringen, daß er der Gräfin den gleichen Namen wie deren Gemahl gab, wenngleich sie nur „Hoheit“, nicht „kaiserliche Hoheit“ und auch nicht Fürstin Romanowska wurde. Die neue Herzogin gehört jedoch nunmehr zur kaiserlichen Familie, und selbst die nachsichtigsten Beurtheiler derartiger Verhältnisse und die glühendsten Verfehrer Skobelews geben zu, daß dies geradezu ein öffentlicher Skandal sei, der entschieden dazu beitrage, das Ansehen der kaiserlichen Familie herabzusetzen. Allgemein wunderte man sich, daß die Kaiserin nicht in dieser Angelegenheit ihre in allen Hoffnungen sonst so allmächtige Stimme erhob, um diese Ernennung zu verhindern.

In der ausländischen Presse findet man oft die Ansicht verbreitet, die Kaiserin habe großen Einfluß in der Politik. Ganz läßt sich dies nicht abstreiten, und man kann sogar sicher annehmen, daß sowohl ihre, als auch ihrer Schwester, der Prinzessin von Wales, Stimme, eine Schwägerin, die der Zar sehr liebt, auf seine persönlichen Beziehungen zur preussischen Königsfamilie von nicht geringem Einflusse ist; denn beide Schwägerinnen haben, als bänische Fürstinnen, das Jahr 1864 noch weniger vergessen, als ihre Eltern. Irrendenwelschen ausschlaggebenden Einfluß hat die Kaiserin jedoch in politischen Fragen größerer Bedeutung nicht, und sie hütet sich auch, solchen zu versuchen, da sie wohl weiß, daß der Zar in dieser Beziehung nicht beeinflusst sein will, obwohl ihn leider seine deutschfeindlichen, panslawistischen Rathgeber, ihm unbewußt, stark beeinflussen. Dagegen ist der Einfluß der Kaiserin in allen die Gesellschaft betreffenden Fragen unbegrenzt; alle Ernennungen, Einladungen und sonstige ähnliche Fragen gehen durch ihre Hand, und sie hat dabei so ihren Kopf für sich, daß sie keines Anderen Einrede duldet. Ein schlagendes Beispiel der neuesten Zeit beweist dies. Es ist bekannt, daß in Rußland der Uebertritt von der griechisch-katholischen Religion in eine andere mit Verbannung nach Sibirien bestraft wird; lebt der Betreffende im Auslande, so sind ihm die Thore Rußlands für immer verschlossen. Vor längerer Zeit trat nun eine der ersten Damen der Petersburger Gesellschaft, Fürstin Galigin, die mit der Kaiserin in befreundeten Beziehungen stand, in Rom zum katholischen Glauben über, was damals in den Petersburger Gesellschaftskreisen das peinlichste Aufsehen erregte. Die Fürstin war natürlich aus Rußland verbannt. Vor zwei Jahren wurde die Stelle einer Oberhofmeisterin an dem Hofe des streng-orthodoxen Großfürsten Sergei, dem vierten Bruder des Kaisers, frei und sollte, auf besonderen Wunsch des Großfürsten, durch eine bestimmte Persönlichkeit ersetzt werden. Aber zu Aller Staunen las man plötzlich, daß die katholische Fürstin Galigin in Fredensborg in Dänemark vom Zaren empfangen worden sei, was ohnehin als ganz besonders seltene Auszeichnung gilt, und kurze Zeit darauf war sie Oberhofmeisterin am Sergei'schen Hofe. Dem bestimmten Wunsche der Kaiserin war auch in diesem außergewöhnlichen Falle Genüge geleistet worden. Trotz ihres ansehnlichen so lebenswürdigen Charakters und ihres liebreizenden Aeußeren wird die Kaiserin von ihrer Umgebung und in Hofkreisen sehr gefürchtet, denn man weiß, daß, wer einmal ihre Gunst verloren, dieselbe sehr schwer wiedergewinnt, und oft genügt hierzu die kleinste Unvorsichtigkeit; ist ihre Empfindlichkeit durch irgend etwas gereizt, so vergiebt sie nur schwer. Aber auch in der kaiserlichen Familie selbst ist sie gefürchtet. Mit ihren beiden jüngsten Schwägerinnen, den Gemahlinnen der Großfürsten Sergei und Paul, steht sie sich sehr gut; namentlich liebt sie Letztere, ihre Nichte, die Tochter ihres Bruders, des Königs Georg von Griechenland, fast wie ihr eigenes Kind. Dagegen steht sie der Großfürstin Wladimir sehr feind gegenüber und hat der schönen, ehemals mecklenburgischen Fürstin schon vielen Verdruß bereitet und ihr ihre Stelle erschwert. Man ist wohl von der Wahrheit nicht allzuweit entfernt, wenn man annimmt, daß hierbei weibliche Eifersucht und Empfindlichkeit eine wesentliche Rolle spielt, denn die sieben Jahre jüngere Schwägerin machte bereits der Gattin des Thronfolgers, mehr aber noch der jugendlichen Kaiserin den Schönheitspreis in gefährlicher Weise streitig. Noch vor wenigen Jahren

ernutete die ihren Gemahl, den Großfürsten Vladimir auf dessen Befähigungsreisen nach den baltischen Provinzen und Polen begleitende Großfürstin Maria Pawlowna wahre Triumphe, welche in Peterhof durchaus nicht geblieben. Das Ergebnis dieser der Schönheit dargebrachten Huldigungen war, daß ein kaiserlicher Befehl der Großfürstin verbot, künftighin ihren Gemahl bei dessen dienstlichen Reisen zu begleiten. Derartige, die Großfürstin berührende Fälle lassen sich noch mehrere anführen. Außerordentlich besteht übrigens zwischen beiden Schwägerinnen das herzlichste Verhältnis.

v. R.



Nachdruck verboten.

Bei der Vogelhändlerin. Von Anton Müller. Siehe das Bild, Seite 201. — Nirgends in der Welt, selbst nicht in dem Parlamente der höchstentwickelten Nation der Welt, kann es wohl bunter und lärmender hergehen, als in so einer Vogelhandlung. Das schnurrt und furt, und freischt und pfeift, und hüpf und pickt, daß dem dieses Schauspieles Ungewohnten bald Hören und Sehen vergeht. Die drei Personen aber, welche wir auf unserem Bilde vor uns sehen, scheinen den Lärm schon gewohnt zu sein. Das erkennen wir sowohl an dem stillen, zufriedenen lächelnden Blicke der Frau, wie auch an dem kritischen Rennerblicke des alten Herrn. Es muß wohl ein seltenes Paar sein, welches die Beiden beschäftigen, denn ihr Interesse an demselben scheint ein ganz besonderes zu sein. Jedenfalls wird der Käufer nicht gar zu billig davon kommen, denn man sieht es der Händlerin an, daß sie den Werth ihrer Waare kennt, sonst würde ihr Blick nicht so liebevoll darauf verweilen. — Das kleine Mädchen füttert unterdessen die Kanarienvögel; hoffen wir, daß sie nach Abschluß des Geschäftes eine Dute Bonbons für ihre Wohlthätigkeit erhält.

Madagio consolante. Von G. von Höpflin. Siehe das Bild, Seite 204 und 205. — Wo mögen die Gedanken der Beiden weilen? — In der stillen Klosterzelle sicherlich nicht. Sie sind hinausgefliegen in die lachende Welt da draußen, deren helles Licht so verlockend durch die geöffneten Fensterläden hereinströmt. Das gleichliche Haar des frommen Vaters läßt auf ein langes Leben schließen. Seine Gedanken weilen wahrscheinlich in der fernsten Jugend, die mit ihren Stürmen schon so lange hinter ihm liegt. Er hat überwunden, für ihn giebt es kein Bangen und Zweifeln mehr, und darum quillen die Töne klar und mild, dem Bilde seiner Seele gleich, unter den Saiten hervor. Aber wohin mögen sie die Seele der schönen jungen Novize geführt haben, die leise, ohne daß der in sein Spiel Vertiefte es merkte, durch die geöffnete Thür hereinkretzen ist und nun, von dem Pfeiler verdeckt, dem Spiele lauscht? — Wir müssen es der Phantasie unserer Leserinnen überlassen, sich nach ihrem eigenen Gefühle eine Geschichte ihres Lebens zu erfinden. Das wundervolle Bild weckt eine solche Fülle von Gedanken und Empfindungen in der Brust des Beschauers, daß es ein nutzloses Beginnen wäre, wollten wir einzelne derselben hier besonders fixieren.

Dagobert von Gerhard (Gerhard von Amyntor). Siehe das Portrait, Seite 208. — Es mag kaum ein Duzend Jahre her sein, da erregten zwei nicht allzu umfangreiche Büchlein in literarischen Kreisen und bei der öffentlichen Kritik ein gewisses Aufsehen. Sie hießen „Hypochondrische Plaudereien“ und „Handglossen zum Buche des Lebens“, und als Autor derselben zeichnete Gerhard von Amyntor. Man war von vornherein nicht im Zweifel darüber, daß dieser klangvolle Name nur ein Pseudonym, aber man zerbrach sich vergeblich die Köpfe darüber, wer der eigentliche Verfasser der beiden Werke war, die durch ihren tiefen geistigen Inhalt und ihre philosophische Gedankenfülle so hoch aus dem Wust der Tages-Literatur hervorragten. Da erschien 1878 unter dem gleichen Autornamen ein längeres herrliches Epos, dessen lyrische Einfaltungen wahre Perlen der Dichtkunst genannt werden konnten, — „Peter Nuidams Rheinfahrt“, — in einer unserer bedeutendsten Zeitschriften und jetzt erfährt man endlich, daß hinter dem voll klingenden Pseudonym sich ein — preussischer Offizier, der Major von Gerhard, verbarg. In unseren Tagen gehört es nun allerdings nicht mehr zu den Seltenheiten, daß ein Jünger des Mars sich auch auf literarischem Plane den Lorbeer holt, — gar viele unserer besten und ersten Schriftsteller haben anfänglich statt der Feder den Säbel geführt, — aber der philosophische Grundzug, der durch die bisher erschienenen Werke Amyntor's ging, ließ vermuthen, daß der Verfasser jedem anderen Berufe eher angehören könne, als gerade dem nüchternen, praktischen, wenn auch durchaus nicht unpoetischen, so doch eine philosophische Geistes-Entwicklung, wie man uns zugeben wird, recht wenig unterfölgenden Offiziers-Stande. Die großen Erfolge der ersten Veröffentlichungen Amyntor's machten die Redaktionen und Verleger auf das neu aufgetauchte bedeutende Talent aufmerksam, — und nun erschien in rascher Folge eine Reihe weiterer Arbeiten aus der Feder des unermüdetlich schaffenden und von einem so edlen und ernstlichen Streben erfüllten Autors, wie es in unserer, die raschen Augenblicke-Erfolge bedovorgenden Zeit nicht hoch genug anerkannt werden kann. Neben „Peter Nuidams Rheinfahrt“ entstanden die Gedichtsammlungen „Nieder eines deutschen Nachtwächters“ und „Der neue Romanzero“, sowie das große, formensöhne, von echt religiösem Geiste durchglühete Epos „Ein Priester“. Feuilletonistisches, kurze Skizzen, geistreiches Geplänkel über allerlei Zeitfragen und Essays mancherlei Art fanden in den Blättern „Auf der Besche“, „Eine moderne Abendgesellschaft“ und „Für und über die deutschen Frauen“ Aufnahme, — das Hauptgebiet der schöpferischen Thätigkeit Amyntor's aber sollte für die Folge das Epos in Prosa, der Roman, werden.

Mit der vierbändigen Erzählung „Das bist Du“, einem Spiegelbilde der Gegenwart, eröffnete Amyntor die stattliche Reihe seiner Romane. Diesem groß angelegten, von starker sittlicher Kraft durchwehten Zeitgemälde folgte der bereits in dritter Auflage vorliegende Roman „Frauenlob“, ein Mainzer Kulturbild aus dem XIII. und XIV. Jahrhunderte, sowie der Roman aus dem alten Berlin „Gerle Sutmehne“, der seiner patriotischen Tendenz halber vom Kultusminister den Volksbibliotheken und Schulen zur Anschaffung empfohlen wurde. Zeitfragen von einschneidender Bedeutung behandeln die Romane „Vom Buchstaben zum Geiste“ und „Eine heilige Familie“, während „Die Giselis“ ein farbenreiches Sittengemälde aus dem Residenzleben unserer Tage bieten. Neben diesen großen Romanen hat Amyntor im Laufe der Jahre noch zahlreiche Novellen-Sammlungen veröffentlicht, von denen hier nur die vor Kurzem erschienene: „Lenz und Rauhreif“ angeführt werden mag.

Gerhard von Amyntor gehört seit Jahren zu den treuesten Mitarbeitern unserer Blätter, und es wäre schlecht angebracht, wollten wir des Lobes voll über Einen urtheilen, der uns nahe liegt. Immer wieder aber kann bei der Beurtheilung dieses Schriftstellers gar nicht genügend genug der sittliche Ernst und die vom Geiste schönst des Christenthums getragenen Tendenzen hervorgehoben werden, die alle Werke Amyntor's auszeichnen. Er gehört, und das muß betont werden, zu den Wenigen, die den Reigungen der großen Menge nie Concessionen gemacht haben, — und daß er sich dennoch so schnell und in so hohem Maße die Gunst des Publicums erobert hat, mag als ein Beweis dafür gelten, daß der gute Geschmack und der Sinn für das ästhetisch Schöne, Abgeklärte und Reine trotz aller Gegenströmungen doch noch Sieger geblieben ist bis heute. Und noch einen weiteren Beweis, den wir nur anführen wollen, weil diese Frage gegenwärtig den Brennpunkt der literarischen Interessen bildet, liefern die Schriften Amyntor's den, daß Realismus und Idealismus in der Kunst durchaus nicht als Gegensätze aufzufassen sind, sondern gemeinsam zum Ausdruck gelangen müssen.

Amyntor, der am 12. Juli 1831 zu Riegnitz geboren wurde und seinen ständigen Aufenthalt seit Jahren in Potsdam genommen, hat schwere Zeiten durchmachen müssen. Beim Sturm auf die Düppeler Schanzen im Jahre Vierundsechzig erhielt er einen Schuß in die Hüfte, und seit dieser Zeit litt er, — über zwanzig Jahre hindurch, — entsetzlich an nervösen Kopfschmerzen, die ihm nur wenige Stunden am Tage frei gaben für seine dichterische Production. Seine ärztliche Autorität, seine Kur, kein Bad konnte ihm helfen. „Mein Leben war eine Hölle“, so sagte er einst dem Schreiber dieser Zeilen, „mein einziger Genuß der Schlaf in seiner Bewußtlosigkeit, — ich sehnte das Ende herbei.“ Da drangen die viel angefeindeten Erfolge Schweininger's zu ihm, und, obwohl er im Laufe der Jahre allen Autoritäts-Glauben verloren, entschloß er sich doch, es noch einmal bei dem bekannten Leibarzt Bismarck's zu versuchen. Und in der That half Schweininger dem schon Verzweifelden durch eine eigenartige diätetische Kur. Es ist nur natürlich, daß Amyntor seinem Befreier seit dieser Zeit eine begeisterte Dankbarkeit entgegenbringt.

Zum Schlusse sei mir gestattet, einer kleinen Begegnung Amyntor's mit Kaiser Friedrich als dieser noch Kronprinz war, zu erwähnen, — einer Begegnung, die von dem Wohlwollen Zeugnis ablegt, mit welchem der hohe Herr das literarische Streben Amyntor's verfolgte und die auch nach anderer Richtung hin nicht ohne charakteristisches Gepräge ist. Lassen wir Amyntor selbst sprechen. „Es war“, so erzählte er mir, „am Tage nach dem Hölischen Attentat. Ich stand am Eingange der Villa Riegnitz in Sanssouci, in welche der Kaiser gefahren war und wartete auf dessen Erscheinen. Eine ungeheure Volksmenge umdrängte mich, um dem so wunderbar Besetzten bei seinem Wiederherauskommen zuzujubeln. Der Moment war da, der Kaiser fuhr heraus, und donnernde Zurufe und Hurrahs erschütterten die Luft. Da kommt bleich und erregt der Kronprinz ebenfalls aus der Villa, in die er zu Fuß vom Neuen Palais aus gegangen war. Er erkennt mich, tritt lebhaft auf mich zu und sagt mit tief zitternder Stimme: „Nun, Dagobert, was sagen Sie zu solchen Geschehnissen? Wenn Sie wieder einmal etwas schreiben, dann schreiben Sie über diese Verwirrung des menschlichen Geistes!“ — Die kleine Scene gab mir den Anstoß, mich an die Niederschrift meines Romanes „Das bist Du“ zu machen. Ich hatte nach Jahresfrist die Ehre, das Werk dem Kronprinzen überreichen zu dürfen. „Ich danke Ihnen“, sagte er; „wenn ich mich recht erinnere, so hat ja ein Kapitel dieses Buches einigen Staub aufgewirbelt.“ Ich erzählte kurz den Inhalt dieses Kapitels und der hohe Herr versetzte lächelnd: „Trösten Sie sich, — die Kunstbötter werden nicht alle!“ — „Ich weiß nicht“, hub ich stotternd wieder an, „ob mein Buch Ew. Kaiserliche Hoheit völlig befriedigen wird; ich habe den socialdemokratischen Gedanken nicht in seiner Totalität in Handlung umsetzen können; dazu fehlte mir das unerläßliche Vorstudium; nur eine Theilerscheinung, den Typus eines durch socialistische Irretheten verblendeten vornehmen Geistes habe ich schildern wollen, und auch hier fürchte ich, wird die Ausführung weit hinter dem Vorstake zurück geblieben sein.“ Er bot mir die Hand und versetzte: „Alles menschliche Wissen und Wirken ist Stückwerk; auch für ein einziges Sammentorn, das aus ihrem Werke in das Herz eines Schwankenden fällt und dort fruchtbringend aufgeht, haben Sie vollen Anspruch auf den Dank der Menschheit.“ Und da ich zweifelhaft lächelte, fuhr er fort: „Sie glauben nicht an diesen Dank? Nun wohl, Sie mögen Recht haben, die Welt ist undankbar, aber ihr eigenes Herz wird Ihnen danken — das ist besserer Dank; und wenn es einigen Werth für Sie hat, Amyntor, auch Ihr Kronprinz dankt Ihnen...“



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Im Dunkeln leuchtende Gegenstände. — Kann mir Jemand sagen, wie man im Dunkeln leuchtende Gegenstände herstellt?

Marie K. in Ste. L.

Tintenflecke. — Auf welche Weise kann man Tintenflecke aus hellen bestickten Decken entfernen?

Neue Abonnentin in Berlin.

Schuhsohlen. — Gibt es ein Mittel gegen das Knarren der Schuhsohlen?

Zwei langjährige Abonnentinnen M. u. R.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Glösvogel-Garnitur (199). — Eine Glösvogel-Garnitur rather wir, zu Spindler oder in ein ähnliches Institut zu geben, man reinigt sie dort mit bestem Erfolge auf chemische Weise, während ein eigener Versuch sie leicht verdirbt.

Glacé-Handschuhe (199). — Glacé-Handschuhe, die ursprünglich schwarz, durch langes Liegen roth wurden, müssen aufgefärbt werden.

Teppichsalten (199). — Um Salten aus einem großen schweren Teppiche zu entfernen, ist es notwendig, denselben auf der linken Seite anzufeuern, ihn auf einem entsprechend großen Fußboden auszubreiten, straff zu ziehen und mit Drahtstiften, die ziemlich lang und stark sein müssen, aufzunageln. Sobald der Teppich getrocknet ist, werden die Brüche vermuthlich verschwunden sein, anderenfalls muß das Anfeuchten wiederholt werden. Sollte das

Verfahren zu mühsam sein, so bleibt nichts übrig, als den Teppich nach einer Fabrik zu schicken, wo er in einen Rahmen gespannt und in ähnlicher Weise geglättet wird. Frau E. K., Berlin.

Gesinde-Belohnung (192). — Ein Fond zur Prämierung von Diensthöten, die lange in einem Hause waren, — früher städtisch, — wird jetzt zu anderen Zwecken verwendet. Dagegen können Mitglieder des Hausfrauen-Vereins, gegründet von Frau Nina Morgenstern, derartige Belohnungen für ihre Diensthöten erlangen. Aus dem Prospekte des Vereins sind die weiteren Bedingungen zu ersehen. Frau E. K., Berlin.

Rathschläge.

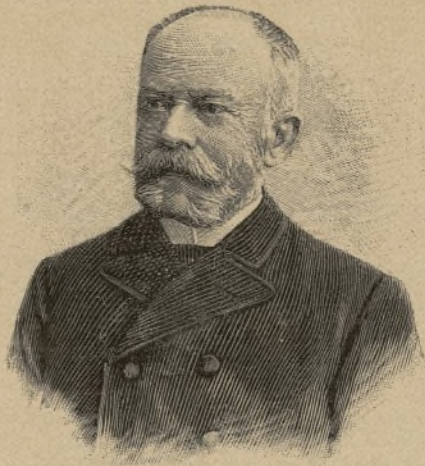
„Brandade de morue.“ — Nachdem der Stockfisch mindestens 24 Stunden gewässert hat, läßt man ihn einige Minuten mit Vorbeerblättern, Salbei, Pfeffer, Citronenschale und einer in Scheiben geschnittenen Zwiebel kochen. Hierauf entfernt man die Haut und die großen Gräten des Fisches und bringt ihn mit zwei zerstoßenen Knoblauchzehen und frischem Olivenöl auf's Feuer. Während des Kochens wird reichlich Del und etwas laues Wasser, so wie der Saft einer Citrone hinzugefügt und mit einem Holzlöffel so lange gerührt, bis eine glatte Masse entsteht. Einige Löffel Sahne oder dünne, in Scheiben geschnittene und in Butter gedünstete Trüffeln vollenden das Gericht, das der große Staatsmann Thiers „ein Meistertwerk des menschlichen Geistes“ zu nennen pflegte. — Es wird erzählt, daß, als bei zunehmendem Alter und schwächerem Magen ihm der Genuß seines Lieblingsgerichtes verboten wurde, seine Gattin gar streng darüber wachen mußte, daß keine Uebertretung dieser ärztlichen Vorschrift stattfand. Dennoch mußte Thiers sie einige Zeit lang hinter's Licht zu führen, mit Hilfe seines Freundes Mignet aus Aix. Wenn dieser mit einem großen Pakete unter dem Arme erschien, zog sich Thiers sofort mit ihm in sein Arbeits-Cabinet zurück und verschloß die Thür des Allerheiligsten unter dem Vorwande, bei einer wichtigen Arbeit ganz ungestört bleiben zu wollen. Und fleißig waren die Herren auch, das muß man sagen. Der Inhalt des umfangreichen Paketes wurde gründlich untersucht und von den beiden Jugendfreunden gewissenhaft geprüft und schnell bearbeitet. Namentlich entwickelte der greise Staatsmann einen wahren Feuereifer in der Bewältigung seiner Aufgabe; das verbotene Gericht, die köstliche Brandade, die Herr Mignet in einer gut verpackten Blechbüchse eingeschmuggelt hatte, zu verpeisen. Aber das Vergnügen währte nicht allzulange. Der scharfe Geruch des Knoblauchs spielte den Verräther, Madame Thiers überraschte die Schuldigen und kanzelte sie verbittert von der Tafel ab. G. v. J.

Schwedischer Punsch. — In 10 Liter kochenden Wassers werden 4 bis 5 Kilogramm Zucker aufgelöst. Nach dem Abschäumen gießt man 10 Liter Arac hinzu und läßt den Punsch unter fortwährendem Rühren gelinde kochen, bis man eine recht gleichartige Mischung erhält. Sobald sie erkaltet ist, wird sie auf Flaschen gezogen. Längeres Liegen erhöht die Güte. Beim Gebrauche kann man nach Belieben Weißwein hinzusetzen. G. v. J.

Wildpret gilt mit Recht für eine schmackhafte und gesunde Nahrung, die aber vor Allem eine verhältnißmäßige Zubereitung erforderlich macht. Der verwöhnteste Gaumen wird einen saftigen und fäulterlich gepickten Reh- oder Hasenbraten, — namentlich, wenn er vom Spieße kommt, — zu schätzen wissen, während man, wenn dasselbe Wildpret, zähe und trocken, ohne hinreichenden Zusatz von frischer Butter und fetter Sahne, im schlecht geheizten Ofen bereitet, auf die Tafel gebracht wird, — ihm nur wenig Geschmack abgewinnen kann. Niemals aber sollte man ein Stück Wild erst dann verwenden, wenn das dunkle Aussehen der sonst frischrothen Fleischfaser den Zustand der Ueberreife verräth und zwar, weil der Genuß von Wildpret, dem das sogenannte haut-gout bemerkbar anhängt, der feinen Zunge widersteht und namentlich gegen die Gesundheitsregeln verstößt. Willst Du, geschätzte Leserin, Gäste mit einem Hirschjäger oder Schlegel bewirthen, so wähle die Frühlings- und Sommer-Monate als Ausgangspunkt dazu; vom Monate September lehrte die Erfahrung, daß sich dann der Genuß des Rothwildes nicht empfiehlt. Der Herbst ist die beste Zeit für die Hasen, und das Wildschwein wird vom November bis Ende Januar am liebsten verpeist. Mit Recht wird behauptet, daß der Berg-, sowie der Waldbase, die sich von guten Kräutern nähren, dem körnerfressenden Feldhasen vorzuziehen seien. Galt die Hasen sich in niedrigen, sumptigen Gegenden gar auf, so haben sie kein feinschmeckendes Fleisch. Auf die Güte des Bratens läßt das Alter des Wildes keinen unbedeutlichen Einfluß; das Hirschfleisch erweist sich am besten von Thieren, die noch nicht drei Jahre alt sind; besonders empfiehlt sich dasjenige der Jährlinge oder Spießer, sowie der Hirschälber; auch ist der Damhirsch dem Edelhirsche vorzuziehen. Beim Reh, welches in den Sommermonaten am wohlsmekendsten gefunden wird, liefert das Schmalthier das feinste Fleisch, welches man an der dunkelrothen Faser und dem ziemlich dicken, glänzenden Fette zu erkennen vermag. Je jünger der Hase, desto delikater wird der Braten sein. „Junge Hasen muß man von alten unterscheiden lernen“, sagt eine wohlversahrene Hausfrau der Vorjahre, die besonders in der Waldmannschliche bewandert ist, „wir wollen also den Herrn Vagabond bei seinen Löffeln fassen und sie von einander ziehen, giebt das Fell nach, sind überdies die Knochen weich und die Hasen scharf, auch der Ritz in der Lippe nicht weit geöffnet, so ist er jung.“ Das Wildschwein rechnet man bekanntlich zum Schwarzwild, sein Fleisch ist sehr geschätzt, besonders dasjenige von den Frischlingen, welches sich trefflich zu kalten und warmen Zwischenmahlzeiten eignet. Eins der schönsten Schaustücke auf Buffets bildet unbestritten der Wildschweinstopf, welcher, mit Silberspießchen, — auf die man Trüffeln reist, — bestückt, über dem kunstreich geformten Festschmelz prangt. Ein beliebter, empfehlenswerther Schmalz unter kalten und warmen Schüsseln auf der reich-befestigten Buffet-Bühne, wie man sie zu Abend-Gesellschaften oder Jagd-Dejeuners aufzustellen pflegt. — Das Aufbrechen und Zerwirken des Roth- und Schwarzwildes sind Sache des Jägers, doch läßt die routinirte Köchin sich meist das Auswerfen und Abbalgen des Hasen ebenso wenig nehmen, als das Zerlegen, Häuten und Spiden. Dabei sei erwähnt, daß man die Anstie, das Wild zu wässern, fast allgemein abgeschafft hat, seitdem wissenschaftlich festgestellt ist, daß die Fleischfaser durch Liegen im Wasser die beste Kraft einbüßt. Die französische Art, das Wild, welches man auf ein Fleischnetz legt, mit einem feuchten Leinentuche abzudecken, wobei man dieses wiederholt in eine Schüssel mit lauwarmem Wasser taucht, ausringt, auch das Wasser öfters erneuert, — diese empfehlenswerthe Art, selbst die sehr zerflossenen Stücke zu säubern, kommt mehr und mehr in Aufnahme. Bei gedachten Verfahren, das sich ebenfalls beim Fleische der großen Schlachtthiere anwenden läßt, behält jedes Stück ein frisches, appetitliches Aussehen und zugleich den Saft, während es durch Liegen im Wasser von Weidem beträchtlich verliert. — Wo Wald und Flur mit gefiederten Bewohnern belebt sind, deren Fleisch,

wie man von Alters her weiß, das des zahmen Geflügels mannigfaltig an Güte übertrifft, da schafft jede Jahreszeit eine Auswahl von Federwild in die Küche. Man pflegt dieses ebenso vorzubereiten, wie das zahme Geflügel; man rupft es trocken, wobei man sich jedoch ganz besonders vor dem Einreißen der Haut hüten muß, nimmt es sorglich aus, senkt es über Kohlen- oder Gasflamme, säubert es mit lauem Wasser innen und außen, dressirt es nach der bekannten Vorschrift, — wie sie auch für die Hausvögel gilt, — muß jenes aber vor dem Braten stets in Speckscheiben einhüllen oder mit festem Streifen Speck sehr dicht spiden, weil das Federwild, — ähnlich wie das Haarwild, — meist ein fettarmes Fleischgewebe besitzt. Letztergenannte Eigenschaft macht das Wildpret jedoch zum Genuß für schwächliche Personen und Reconvalescenten um so geeigneter. Zu den kleinsten und zugleich zartesten Vertretern des Federwildes kann man den Baumpieper und den Ortolan, — eine Auer-Art, — zählen. Weiter aufwärts vom Krametsvogel, jener Drosselgattung, die man im Herbst in großen Mengen durch Dohren (Schlingen) in den Wäldern fängt, — über Schnepfen, Wachstern, Rebhühner, Vork- und Hahnenhühner hinweg, — bis zum Auerhahn hinauf, dessen Zähigkeit bekanntlich schon manchen Koch zur Verzweiflung brachte, bieten Wald und Flur eine Anslese von Geflügel für die gastliche Tafel und den Familientisch. Aber auch von dem gefiederten Wildpret gilt, was ein bekannter Gastronom im Allgemeinen davon sagt: für den pot-au-feu, wie das Rindfleisch, ist es nicht geeignet, dagegen geht es unter den Augen eines kenntnisreichen Koches eine Unzahl von Umwandlungen ein und liefert die meisten Hochgeschmacks-Schüsseln, wie sie nur die höhere Küche kennt.

Antoinette Cz. v. T.



Gerhard von Amynstor.



Nachdruck verboten.

Allelei über Lampenschirme.

„Ueber Wetter- und Herrenlaunen
Kunze niemals die Augenbraunen,
Und bei den Grillen der hübschen Frauen
Mußt du immer vergnüglich schauen.“

sagt kein Geringerer als Goethe, der große Kenner weiblicher Eigenthümlichkeiten, und man hat Grund, anzunehmen, daß ihm das Letztere nicht gerade schwer gefallen ist. Warum auch? Tragen doch die Grillen hübscher Frauen meist nur dazu bei, das Behagen an ihnen und ihrer Umgebung zu erhöhen und sie im günstigsten Lichte erscheinen zu lassen. Wer möchte sie daher tabeln, wenn sie sich mit Vorliebe einer Mode zuwenden, die mehr als jede andere dazu angethan ist, sie in des Wortes eigentlicher Bedeutung in das günstigste Licht zu stellen; ich meine die Mode der Lampenschirme, die jetzt mit einem Luxus und einer Farbenpracht ohne Gleichen den Salons eleganter Damen jenen weichen, warmen, stimmungsvollen Ton geben, welcher die Sinne schmelzend gefangen nimmt und uns beinahe gegen unseren Willen treibt, unser Herz in inneren Gedanken in traulichem Gespräch auszuplaudern. Vielleicht denken aber die Wenigsten daran, daß diese leeren Ausgebirten der Phantasie, denen täglich von gräßlichen Händen neue Nuancen gegeben werden, zuerst aus den stillen Stubirufen schwer arbeitender, gelehrter Männer ihren Weg in den Salon fanden, um dann hier allmählich den ersten leisen Stich in's Frivole anzunehmen. Wir haben der Gelehrtenwelt viel großartige Erfindungen auf allen Gebieten des Lebens zu danken, sie möge es uns nicht übel nehmen, wenn wir ihr auch für diese Erfindung danken.

Ursprünglich aus grün oder blau lackirtem Blech oder Pappe hergestellt, umgab ein einfacher runder Schirm die Glocke der Stubirleuchte, um die ohnehin angestrenzten Augen bei anhaltender Nacharbeit zu schützen und das Licht auf den Tisch zu concentriren. Dann versuchten wohl liebende Frauenhände, dieses notwendige Requisit ein wenig zu schmücken, Arabesken und Blumen in dunklem Seidenpapier auszuschnitten und dieses über die Lampe zu hängen, oder gar gepresste trockene Blumen in Sträußen zwischen Papppapier zu kleben. Es waren dies beliebte Handarbeiten zu Weihnächten für den Hausherrn, für den immer so schwer etwas Passendes zu finden war, da jeder mit größerem Kindersegen beglückte Familienvater bereits im Besitze zahlloser Kissen, Schlummerrollen und Pantoffeln zu sein pflegt. Doch da der Consum meistens nicht mit der Production gleichen Schritt hielt, der altmodische grüne Pappschirm sich auch wohl als zweckdienlicher erwies, so wanderte der Ueberfluß wieder in das Wohnzimmer zu der Familie zurück und wurde gelegentlich auch einmal von der Hausfrau benutzt, wenn das grelle Lampenlicht den müden Augen weh that. Dann kam unerwartet eine befreundete Dame zum Besuch. — „Soll ich den Lampenschirm abnehmen?“ hieß es. — „Ist es Dir zu dunkel?“ — „O, nein, ja nicht. Es ist zwar ein wenig dunkel, aber da wir doch gerade nichts zu thun haben.“

Und man fing an zu plaudern. Es war gar so behaglich, und ehe man sich dessen verah, hatte man unter dem Schutze der Dämmerung einander die intimsten Herzensangelegenheiten ausgeplaudert.

Das fand nun allgemeinen Anklang. Die Damen waren der Ansicht, daß das gedämpfte Licht das Mittheilungs-Verhältniß erhöhte,

und jede wollte ihre Besucherinnen mit einer ähnlichen Veranstaltung erfreuen und ermuntern. Man erinnerte sich, daß in China und Japan seit Jahrhunderten bunte Lichtschirme und Papierlaternen zur Verwendung kamen, deren weiche Farben und närrische perspectivlose Zeichnungen sich auf Reispapier und Seidenstoff sanft und anmuthig von dem dahinter brennenden Lichte abhoben, und da der Fortschritt der Cultur sich nun einmal von Osten nach Westen vollzieht, so fing die abendländische Industrie an, sich ihre Muster aus dem Reiche der Mitte zu holen, bis Paris sich der Sache bemächtigte und einen Mode-Artikel schuf, der die Damenwelt in einen Rausch des Entzückens versetzte, und ohne den ein eleganter Salon heutzutage kaum mehr denkbar ist.

Aus der breiten Krinolin-Grundform, die von grobem, rothem, in gebannten Falten bestehendem Mull mit aufgedrucktem japanischen Goldmuster hergestellt, das Zimmer in ein so warmes

rosiges Licht hüllt, sind die abenteuerlichsten und gräßlichsten Gestaltungen entstanden. In der That, man ist im Zweifel, ob man es mit riesigen Schmetterlingen, oder mit wunderbar geformten Monstre-Blumen zu thun hat, wenn man die scheinbar flatternde und doch so zierlich gefaltete luftige Combination von gelbem und blaurothem feingebrauntem Mull mit dem ersten, flüchtigen Blicke betrachtet, bis man bei eingehenderem Studium entdeckt, daß diese Schmetterlingsflügel und Blumenkelche aus dünnförmig zusammengezogenen und in gleichmäßigen Zwischenräumen zurückgebogenen Falbeln hergestellt sind, in der Weise, daß der gelbe Mull, der die untere Stofflage bildet, nur in den Riten zur Geltung kommt. Den unteren Abschluß bildet eine 11 Centimeter breite weiße Spitze, welche auf einem 13 Centimeter breiten gelben Volant ruht. Für das Zimmer einer jungen Dame läßt sich nicht leicht etwas Hübscheres denken.

Ebenfalls nur für einen Damen-Salon berechnet ist der in der Nummer vom 17. November d. J. von der Illustrirten Frauen-Zeitung bereits veranschaulichte Lampenschirm aus rosa Mull mit schwarzen oder weißen Chantilly-Spitzen. Wie anmuthig präsentirt sich Alles in seinem sanften, rosigen Scheine! Mit einem Hauch märchenhafter Poesie umgibt er die Gestalt der jugendlichen Hausfrau, die ihren zum fünf-Uhr-Thee sich einstellenden Gästen im blumigen, mögig-artigen tea gown von weichem hellen Seidentoffe entgegenseht. Wahrhaftig! Alle sind darin einig, daß ihre Schönheit, die man sonst bei nüchternem Tageslichte etwas zu substantiell gefunden hat, jetzt von einem idealen Schimmer verklärt ist.

Die beiden eben erwähnten Schirme ruhen auf einem Gestell, welches den Namen „Parasol“ führt, und wie das eines Sonnenschirmes, je nachdem man es heller oder dunkler im Zimmer haben will, auf- und zugeklappt werden kann. Für Herren- und Gesellschaftszimmer eignet sich eine originelle viereckige Composition am besten, welche das Licht nicht hindert, durch das Gemach zu fluthen, wohl aber sanfter abtönt, als gläserne Lampenglocken dies thun, die überhaupt in letzter Zeit mehr und mehr in Wegfall kommen. Das Gestell ist aus Draht, jede Seite 40 Centimeter breit, oben rund, 13 Centimeter im Durchmesser, die von hier nach den unteren Ecken ausgehenden Stäbe sind 22 1/2 Centimeter lang. Die auf solche Weise hergestellten vier Theile werden glatt mit rosa Seide und darüber gelegtem schwarzen Vöckertüll bekleidet, letzterer von schmalen rosa Bänder durchzogen. Mit gleichfarbigem Seidenrüschen sind die vier aufwärts strebenden Räfte geziert. Eine breite krause Manschette aus Stoff und Tüll umgibt aufrecht stehend den Kopf, der gleichfalls unten von einer Rüsche abgeschlossen ist, während den unteren Theil des Schirmes eine 12 Centimeter breite, über rosa Seide abwärts fallende schwarze Spitze bildet, auf welcher die ebenfalls abwärts gehenden, zu Schleißen geknüpften schmalen Band-Enden ruhen.

Da wir uns nun einmal in einer Zeit befinden, in der die Lösung „Giffel“ heißt und jeder Fabrikationszweig irgend ein Product auf den Markt wirft, dem er, sobald nur der leiseste Berührungspunkt nachweisbar ist, den Namen „Giffel“ beilegt, so wäre es beinahe unnatürlich, wenn nicht auch auf dem hier besprochenen Gebiete eine solche „Kunstschöpfung“ aufgetaucht wäre. Das Drahtgestell derselben ahmt so viel als möglich die Form des Thurmes nach und ist innen wie außen mit mattgrüner Seide bezogen, darüber glatt gespannt gestickter Tüll. An den Ecken gehen Draperien aus weißem Krepp und altrosa Seide empor, welche oben und unten mit Krokettten aus altrosa Seidenband abschließen. Den unteren, herabfallenden Rand bilden gräßliche drapierte weiße Giffelspitzen.

Will man sich nun aber selbst mit leichter Mühe und schnell einen practischen und zugleich hübschen Lampenschirm herstellen, so lege man über zwei feuerrothe Kreppstreifen von beliebiger abgestufter Breite einen dritten, wiederum etwas kürzeren, der aber von Goldfäden und bräunlichen und goldenen Streifen durchschossen ist, wie man ihn in jedem eleganten Modewaaren-Magazin kaufen kann. Man reihe die drei Streifen zusammen zwei Finger breit vom oberen Rande, sodas sich oben eine Rüsche bildet. Dieses Kragenmännchen paßt über Kugel- und Pyramidenglocken gleich gut.

Zum Schlusse sei es mir noch gestattet, ein paar Bemerkungen über Lichtschirme einfließen zu lassen. Wenn auch vielleicht nicht englischen Ursprungs, so haben sie sich doch zunächst über England in Deutschland eingebürgert, und in deutschen Häusern mit englischen Sitten fand man zuerst bei Kartenpartien und Mittags-Gesellschaften die blendenden Lichte angenehmer durch kleine farbige Schirmchen verhüllt. Ein

practisches Gestell aus gelbem Draht, mit einfacher Feder an die Kerze selbst geheftet, schütz die aus Seide, Satin oder Papier hergestellten Miniaturglockchen. Ich sah kürzlich eine Mittagstafel, auf welcher statt der Lampen drei Armleuchter aus altweissener Porzellan je acht Kerzen trugen, deren jede von einem Schirme aus rosa Seide mit gleichfarbiger Franze umgeben war. Den sonstigen Schmuck des Tisches bildete ein Pastere

von weißen Rosen ohne farbige Zuthat. Eine harmonische Zusammenstellung, deren kostbare Einfachheit wahrhaft vornehm und zugleich behaglich anmuthend wirkte.

Leicht hergestellt sind solche Lichtschirme aus rothem plissirtem Papier oder Stoff, der oben in einen Messingrand gefaßt ist. Dem unteren Rande ist ein schmaler Carton-Streifen zum Zusammenhalten untergeklebt und außen eine bunte Franze.

Ben Aliba sagt zwar, es sei Alles schon dagewesen, aber man nenne mir eine Zeit, in der auf diesem Gebiete schon einmal ein solcher Luxus und eine so gräßliche Phantasie entwickelt worden wäre, wie es in der unserigen geschieht!

N. von Kindowstroem.

Zu dieser Nummer gehören zwei Beiblätter, ein Extra-Blatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.



Lampenschleier aus Krepp.



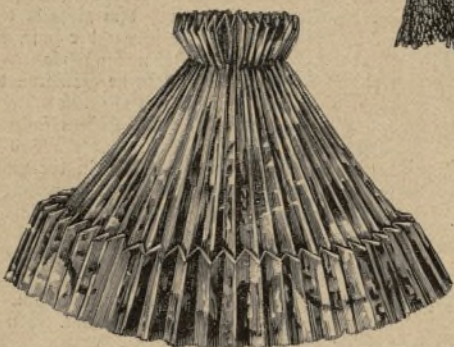
Lichtschirm aus plissirtem rothen Papier mit Seidenfranze.



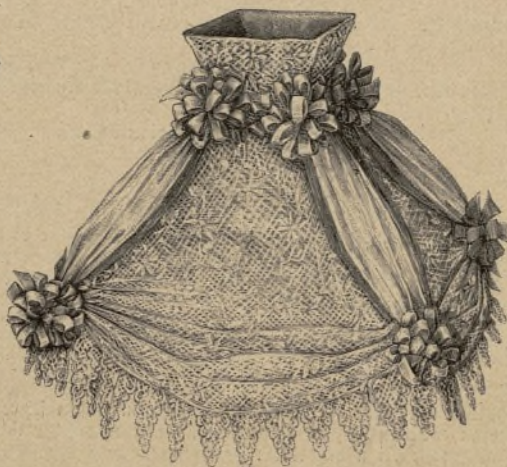
Lichtschirm aus gebranntem Papier mit Rocco-Muster.



Lampenschirm aus schwarzem Tüll.



Lampenschirm aus chinesischem Papier.



Lampenschirm aus Giffelspitze.



Lampenschirm aus gebranntem Mull.